

Das alte Familienhaus.

Von

Mrs. Ann S. Stephens,
Verfasserin von „Julie Warren" und „Zana".

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Erster Band.

Leipzig, 1856.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Das alte Familienhaus.

Von

Mrs. Ann S. Stephens,
Verfasserin von „Julie Warren" und „Zana".

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Erster Band.

Leipzig, 1856.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.



Erstes Kapitel.

Die Rückkehr des Vaters.

„O, wenn er doch käme! — Wenn er doch käme!“

Die Stimme, welche diese Worte sprach, war so innig, so voll tiefen Gefühls, daß man das arme Kind, aus dessen Herzen sie kamen, geliebt haben würde, so unscheinbar und unglücklich es auch aussah. Und doch hätte man sich ein hülfloseres Geschöpf oder eine erbärmlichere Wohnung nicht leicht denken können. Das Mädchen war, selbst für sein Alter, sehr klein. Seine zarten, aber scharf markirten Gesichtszüge besaßen keine Frische, seine Lippen waren schmal, seine Augen nicht allein trübe, sondern auch von düsterm Schmerz erfüllt, der auf langes, sowohl geistiges, wie körperliches Leiden schließen ließ, denn letzteres allein hat noch nie den Augen eines Kindes diese Tiefe des Ausdrucks verliehen.

Aber alles war mit einander in Uebereinstimmung — das Gemach und das Kind, welches dasselbe

bewohnte. Das Zimmer, welches seine Wohnung bildete, lag unter dem niedrigen Dache eines Miethhauses, das sich vorn so tief herabsenkte, daß selbst das Kind darunter nur da aufrecht stehen konnte, wo es mit einem kleinen Mansardenfenster versehen war, welches auf die Essen und Giebel anderer, mit Armen gefüllter und von den Hefen des Stadtlebens gährender Gebäude ging.

Dies war die Aussicht auf der einen Seite. Auf der anderen führte eine Thüre, deren eine Angel zerbrochen war, auf einem niedrigen, offenen Boden, wo oben die rauchgeschwärzten Dachbalken einen düstren Anblick gewährten und sich tief hinuntersenkten, wie die Rippen eines Mammuthsscelettes, unter den Füßen knarrten und ächzten die Dielen, deren Nägel herausgerostet waren. Sie gaben selbst unter den leisen Schritten des kleinen Mädchens, welches jetzt auf eine Treppe zuglitt, die ohne Geländer, wie die Oeffnung eines Brunnens auf dem Fußboden gähnte, hörbare Laute von sich, hier setzte es sich nieder und stützte in einer Stellung rührender Niedergeschlagenheit den Kopf auf die Hand.

„O, wenn er doch käme!“ wiederholte sie traurig hinabschauend.

Die Reihe der zerbrochenen und von dem täglich über sie getragenen Wasser schlüpfrig und schmutzig gewordenen Stufen gewährte einen traurigen Anblick. Sie führte an anderen Miethwohnungen vorüber,

von welchen ein wirres Gewühl von Stimmen empordrang, schloß jedoch mit der Aussicht auf das reine, von der Straße hereindringende Licht.

Ohne diesen Lichtschein, der wie ein Lächeln in den düsteren Raum hereinschimmerte, würde sich Mary Fuller vielleicht völliger Verzweiflung hingegeben haben, denn sie war mit einer lebendigen Einbildungskraft begabt, und dergleichen Lichtstrahlen erschienen ihr wie eine Eingebung von Oben.

Aber was hielt das Kind eine Stunde lang an den Ort gefesselt, wo es so aufmerksam durch die Oeffnung hinabschaute? Erwartete es Jemand?

Nein, man konnte es nicht Erwartung nennen, es war etwas Schöneres — Glauben. Die meisten Menschen würden es das Vorgefühl nennen, aber das Vorgefühl ist nicht das Ergebniß des Gebets oder die Gewißheit, welche auf das innige Flehen folgt, womit die Seele um Hülfe ruft.

„Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes.“

Mary Fuller hatte diese Worte schon oft gelesen und war sodann stets auf die Knie gesunken, um Gott zu bitten, daß er sie zu sich kommen lassen möge, denn sie war kaum mehr wie ein kleines Kind.

Aber selbst während sie auf den Knien lag, wuchs die Unruhe ihrer Seele. Es war ihr, wie wenn die Luft rings um sie flüstere:

„Aber Du bist kein kleines Kind — die haben

keine Sünden des Ungehorsams zu bekennen — keine rachgierigen Gedanken oder unfreundlichen Worte wieder gut zu machen wie Du."

Und das ganze Böse, das bis jetzt in einer unter Bösen aufgewachsenen Seele Wurzel geschlagen hatte, stieg vor dem Kinde auf und schreckte es ab, das Recht seiner Kindheit in Anspruch zu nehmen, aber diese Gefühle waren, wenn es auch nichts davon wußte, eine Antwort auf das unklare Verlangen, das in ihrer Seele laut wurde; es war die Verheißung einer schönen, noch bevorstehenden Offenbarung. Ihr Herz entfaltete sich Blatt für Blatt im Sonnenscheine, und die Engel Gottes konnten freundlich lächeln, wenn sie die Entwickelung des Guten in jener kleinen Seele unter der bedrückenden Atmosphäre, welche sie umgab, beobachteten.

Diese Gefühle waren von dem Tage an, wo ihr armer Vater seine Wohnung verlassen und wegen seiner Mittellosigkeit in das Lazareth gegangen war, um dort zu sterben, in dem Herzen des Kindes immer stärker geworden. Seine damals unbeachteten Worte kehrten ihm mit Gewalt wieder in das Gedächtniß zurück. Die Stellen, die er aus seiner Bibel so oft einem achtlosen Ohre vorgelesen hatte, schienen sich mit einer Melodie bekleidet zu haben, die fortwährend vor ihm erklang.

Sie wußte es allerdings nicht, daß sie von einer Atmosphäre von Gebeten umgeben war, die nur im

Himmel vernommen wurden. Eine Glaubensstarke Seele flehte von ihrem armseligen Lager in Bellevue für jenes Kind, und deshalb schickte Gott seinen Engel herab, damit er die Fluthen des Lebens in ihm in Bewegung setze.

In dem der gut wird, erwacht stets ein Gefühl des Schönen, und dies zeigte sich auch bei Mary Fuller. Sie machte sich heute zum ersten Male Vorwürfe über das schmutzige Elend ihrer Wohnung und sie machte sich, mit einer nachdenklichen Wolke auf der Stirn geduldig an's Werk, um die geringe Behaglichkeit, welche der Ort gewährte, nutzbar zu machen. Hieraus entstand ein Sehnen nach der Gegenwart ihres Vaters, damit ihm ihre Anstrengungen gleichfalls zu gute kommen könnten.

Sie hatte sich noch nie in ihren Leben so sehr nach dem Anblick dieses bleichen Gesichts gesehnt. Es war ihr, als ob sich die Unruhe und Dunkelheit ihrer Seele in Licht verwandeln müßten, wenn er käme. Mit diesem innigen Wunsche erwachte der Gedanke, daß er ohne vorherige Anzeige nach Hause kommen könne. Dieser Gedanke wurde zur Hoffnung und nahm endlich die Stärke des Glaubens an.

Mary Fuller fühlte nicht blos, daß ihr Vater kommen werde, sondern war sogar überzeugt, daß er an jenem Abend schon bei ihr sein würde, deshalb saß sie auf der Treppe und wartete.

Aber die Zeit verstrich und die Spannung machte

das Kind ruhelos. Es fing an zu zweifeln — sich zu wundern, wie es seinen Vater habe erwarten können, ohne durch ein Wort, oder ein Versprechen dazu berechtigt gewesen zu sein. Das, was vor einer Stunde Glaube gewesen war, wurde zu ängstlicher Besorgniß. Sie faltete die Hände auf den Knien, verbarg ihr Gesicht darin und fing an zu weinen.

Endlich stand sie mit thränenvollen Augen auf, und ging betrübt in die Dachkammer, wo sie sich hinsetzte, und kummervoll die kleinen Vorbereitungen betrachtete, die sie getroffen hatte. Sie schlich an's Fenster, hielt sich mit beiden Händen an dem Brete fest, und hob sich so in die Höhe, um an den Schatten, die zwischen den Essen lagen, und an dem matten Golde des Sonnenscheins, der, Gott sei Dank, das Miethhaus ebenso gut erhellt, wie den hohen Palast, zu sehen, wie schnell die Stunden verflossen.

„O, die Sonne scheint noch, und der Schatten der langen Esse ist erst halb bis zum Rande des Daches,“ rief sie hoffnungsvoll aus, und sprang vom Fenster herab, während sich um ihre Augen eine Röthe wie von Freudenthränen legte.

„Kann ich sonst noch etwas thun?“ und hierbei sah sie sich aufmerksam im Zimmer um.

Es war rein gekehrt. In dem kleinen Ofen, der die eine Ecke einnahm, brannte ein Feuer, und aus einem darüberstehenden Kessel erklang das Summen von kochenden Wasser.

„Es ist alles hübsch und warm — es muß ihm gefallen — reine Ueberzüge auf dem Bett und — und — o, das habe ich vergessen — sie hat immer hinter seinem Kopfkissen gelegen — er darf sie nicht vermissen," und dabei schlug sie eine abgenutzte Bibel auf, die bessere Zeiten gesehen hatte, und fand eine Stelle, die ihr Herz erfreute, wie eine Weissagung, und die sie mit feierlicher Aufmerksamkeit las, während sie langsam durch das Zimmer schritt.

Sie legte die Bibel ehrerbietig unter das einzige zierlich auf das Bett gelegte Kissen und kehrte mit den Worten zurück —

„Auf jeden Fall will ich alles in Bereitschaft halten."

Sie zog die Schublade eines Tisches von Tannenholz heraus, und sah hinein. Alles war darin in Ordnung, sie verwendete noch eine Minute darauf, der fleckenlosen Oberfläche des Tisches einen erhöhten Glanz zu geben, legte einen kleinen Teppich vor das Bett, und setzte sich wieder hin, um zu warten.

Es ging nicht. Die Ungeduld machte Ihr armes Herzchen ruhelos. Sie ging auf den offenen Boden hinaus, indem sie die Thüre hinter sich schloß, damit keine Wärme verloren gehe, und setzte sich wieder auf die Treppe. Wie sehnte sie sich, hinabzulaufen — auf den Thürstufen zu warten, oder ihm wol auch bis an die nächste Ecke entgegenzugehen! Aber das wäre Ungehorsam gewesen. Wie oft hatte er ihr gesagt,

daß sie sich niemals auf der Straße oder an der Thüre umhertreiben solle. So saß sie abwärts gebeugt da, und blickte am ganzen Körper vor liebevoller Erwartung bebend, auf den Lichtschimmer hinab, der durch den offenen Hausgang auf die Treppen unten fiel. Es verging eine halbe Stunde — eine ganze — und die arme Mary Fuller, deren Hoffnung mit jedem Augenblicke immer tiefer sank, saß noch immer da. Endlich stand sie auf, kehrte mit niedergeschlagener Miene in ihr Zimmer zurück, und setzte sich, ihrer fruchtlosen Hoffnung überdrüssig, neben den Ofen.

Eine alte Hauskatze, die neben dem Ofen lag, sah sie gravitätisch an, schloß die Augen einen Moment wie um nachzudenken, und sprang ihr sodann auf den Schooß. Jede Kleinigkeit — selbst das Fallen eines Strohhalmes würde Mary Fuller jetzt zum Weinen gebracht haben, und sie brach in heiße Thränen aus, indem sie sich hin und her schaukelte und laut stöhnte —

„Er wird nicht kommen — es ist jetzt fast finster — er wird nicht kommen. O, mein Gott, wie kann ich warten — wie kann ich warten!"

Während sie so seufzte, sprang die Katze von ihrem Schooße herunter und ging auf den Boden hinaus, blieb einen Augenblick an der Treppe stehen, kam dann zurück und schaute ihre kleine Herrin bedeutungsvoll an.

Mary sprang auf. Gewiß, das war sein Schritt!

Nein, es lag keine Festigkeit darin. Derjenige, welcher die Treppe heraufkam, bewegte sich mit schwankenden unsicheren Schritten, wie ein Betrunkener.

Mary wurde sehr blaß und athmete schwer.

„O, wenn es die Mutter wäre,“ dachte sie, indem sie einen erschrockenen Blick in das kleine Zimmer warf, und noch dazu taumelnd, dann schlich sie, in bebender Furcht, leise nach der Treppe und blickte hinab.

Ein freudiges Willkommen entströmte ihren Lippen. Sie streckte die Arme aus und ging ihm eilig entgegen.

„Vater! O, mein lieber, lieber Vater!“

Sie kamen langsam herauf, wobei sich der todtenbleiche Mann zum Theil auf seinen Stock, zum Theil auf die Schulter des Kindes lehnte, dessen Gestalt unter seinem Drucke vor Freuden bebte und dessen liebevoll schimmernde Augen sich auf die seinigen hefteten.

„Hier nicht, setze Dich nicht hierher,“ rief sie, und sie widersetzte sich seinem Verlangen, oben auf der Treppe auszuruhen. „Ich habe Feuer angemacht — die Stube ist warm — nur noch fünf Schritte — bleibe nicht eher stehen!“

Er ging weiter und versuchte zu lächeln, obgleich seine Lippen blau aussahen und seine abgemagerten Glieder schmerzhaft zitterten.

„Da, setze Dich, Vater. Ich habe mir den Schaukelstuhl von Mrs. Ford geliehen, ist er nicht

schön? Ich will Dir das Kissen unter den Kopf legen. Bist Du sehr krank, Vater?“

Seine Lippen bebten, als er sagte: „Ja, sehr.“

Sie bückte sich und küßte seine Stirn, dann kniete sie neben ihm nieder und küßte seine Hände mit eben so ehrerbietiger Zärtlichkeit.

„O, Vater, Vater, wie mich das betrübt! Du wirst bei uns bleiben — Du wirst jetzt zu Hause bleiben — sie haben Dich im Lazareth kränker werden lassen, aber ich — Deine kleine Tochter — ich werde Dich schon wieder gesund machen; nicht wahr, Du gehst nicht wieder nach Bellevue, Vater?“

„Nein, ich werde nie wieder dorthin zurückkehren, die Aerzte können nichts für mich thun, aber ich konnte nicht sterben, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben, dieser Wunsch war stärker als der Tod.“

„O, Vater, rede doch nicht so!“

Der Kranke blickte mit seinen schimmernden Augen auf sie herab und ein bedeutsames Lächeln spielte um seine Lippen. Er ward von einem Fieberanfall ergriffen, aber er hatte nicht die Macht, dieses unaussprechlich zärtliche Lächeln zu ersticken — dieses feierlich sanfte Lächeln, das deutlicher wie Worte sagte —

„Ja, mein Kind, Dein Vater muß hier in seiner armseligen Wohnung sterben.“

„Nein, nein!“ rief Mary voll liebevollem Schrecken, denn sein Blick machte einen tieferen Ein-

druck auf sie, wie seine Worte, „es ist nur die Kälte, Deine Kleider sind so dünn, lieber Vater — es ist nur die Kälte, und eine gute, warme Tasse Thee wird sie verscheuchen. Da kocht der Kessel schon, und außerdem bist Du hungrig — ich habe daran gedacht. Da ist Semmel, und da ein hübsches kleines Törtchen und so schönes Brod und Butter. Freilich ist es nur die Kälte und der Hunger. Wenn wir ein Paar Tage nichts zu essen gehabt haben, so ist es mir immer, als ob ich die nächste Minute sterben sollte, nichts entmuthigt so sehr wie das."

So fuhr sie fort, und versuchte ihr eigenes, schmerzendes Herz zu hintergehen, während sie den Kranken tröstete. Sie machte sich allerlei zu thun, wie wenn die Thätigkeit ihre Befürchtungen verscheuchen würde, stellte ihren Thee an den Ofen, damit er ziehen sollte, deckte den kleinen Tisch, schob ihn vor ihren Vater hin, und bemühte sich ihn durch tausenderlei Liebkosungen zum Essen zu bewegen. Der Kranke sah die Speisen nur mit mattem Lächeln an, nahm jedoch den warmen Thee und trank ihn hastig, worauf er noch eine Tasse verlangte.

Dies war wenigstens ein kleiner Trost für die kleine Krankenwärterin, und während er die zweite Tasse leerte, stand sie neben ihm, und beobachtete ihn aufmerksam durch ihre Thränen. Diese verscheuchte die Kälte etwas, und er saß einen Augenblick aufrecht da, und ließ die glänzenden Augen im Zimmer umherschweifen.

„Ist es nicht hübsch und warm?“ fragte Mary, als er sich zurücklehnte.

Der Kranke murmelte leise:

„Ja, Kind, es sieht freundlich aus. Gott segne Dich. Aber Deine Mutter — hat sie Dir dabei geholfen?“

Das Gesicht Mary's trübte sich. Sie schlug die Augen vor seinen halbfragenden Blicken nieder.

„Die Mutter ist seit fünf bis sechs Tagen nicht nach Hause gekommen,“ sagte sie leise.

Der Kranke wendete den Kopf ab und schloß die Augen. Gleich darauf sah Mary, daß sich zwei schwere Thränen durch die bebenden Lider drängten, denen ein schweres Athmen folgte.

„Ich habe gebetet — ich hatte so sehr gehofft, sie zu sehen, ehe —“

Er schwieg, und Mary sah an dem Leuchten seines Gesichts, daß er jetzt betete.

Sie kniete andächtig nieder und legte die Stirn an die Lehne seines Stuhles.

Fuller öffnete nach kurzer Zeit die Augen wieder, nahm die bleiche Hand vom Knie und legte sie auf die Schulter seines Kindes.

„Mary!“

Sie blickte auf und lächelte. Sein Gesicht hatte einen so liebevollen, heiligen Ausdruck, daß das Kind selbst durch seine Thränen lächeln mußte.

„Mary, höre mir zu, so lange ich noch sprechen

kann, denn ich werde in kurzer Zeit wieder von Dir scheiden."

„Aber Du wirst nicht wieder in das Lazareth gehen — o, nicht dorthin!"

„Nein, Mary, nicht dorthin, aber, sieh mich an — sei stark, mein Kind, Du weißt, was der Tod ist."

„O, ja," flüsterte das Kind schaudernd.

„Still, Mary, still — zittre nicht so — ich muß sterben, und wie ich fühle sehr, sehr bald," setzte er hinzu, indem er seine Finger betrachtete und sie dann wieder leise auf ihre Schulter sinken ließ, „ich fühle es jetzt, daß dieser Tod, vor dem Du so sehr bebst, sehr nahe ist."

Mary brach in ein leises, klagendes Schluchzen aus.

„Still! Höre auf zu weinen, Mary sieh mich an!"

Mary erhob die mit rührender Ehrfurcht erfüllten Augen, und unterdrückte den Ausbruch ihres Schmerzes.

„Vater, ich höre."

O, mit welcher frommen Liebe blickten seine Augen in die ihrigen herab!

„Hast Du in der Bibel gelesen, die ich Dir zurückgelassen hatte?"

„Ja, Vater, o ja, früh und spät."

„Dann weißt Du auch, daß die Guten einander nach dem Tode wieder treffen."

„Aber ich — ich bin nicht gut. O, Vater, Vater, ich kann mich nicht gut genug machen, um Dich wiederzusehen, Du wirst gehen und ich werde zurückbleiben — ich und die Mutter! Ich und die Mutter!“

„Bist Du geduldig gegen Deine Mutter gewesen — hast Du ihr Achtung bewiesen?“ fragte er kummervoll.

„Das — das ist es eben. Ich habe mich bemüht und angestrengt, aber wenn sie mich schlägt, oder jene Leute hierherbringt, oder mit der entsetzlichen Flasche unter dem Shawl nach Hause kommt, so kann ich keine Achtung vor ihr haben — ich werde zornig und möchte mich verstecken, wenn sie die Treppe heraufkommt.“

„Still, mein Kind, still, das sind schlimme Worte.“

„Ich weiß es, Vater, es ist mir, als ob es noch nie einen so bösen Menschen gegeben hätte, wie mich, ich kann mich anstrengen so viel ich will, ich kann nicht gut sein. Als Du kamst, dachte ich — “

„Nun, mein Kind?“

„Ich dachte, daß Du es mir lehren würdest, und jetzt sprichst Du davon — o, bitte, Vater, thue es nicht, ich bedarf Deiner so sehr.“

„Gott ist es, der mich hinwegnimmt,“ sagte Fuller mit sanfter Stimme, „er wird Dir lehren, wie Du gut sein kannst.“

„O, aber es dauert so lange. Ich habe so oft darum gebetet.“

Jenes schöne Lächeln leuchtete wieder auf dem Gesicht des Sterbenden.

„Er wird Dich erhören — er hat Dich erhört — ich fühlte, daß Du meiner bedurftest, und bin gekommen. Sieh, wie Gott in dieser Beziehung Dein Verlangen erfüllt hat, mein Kind!“

„Aber ich kann allein nichts thun; wenn Du bei mir bist, so fühle ich mich stark, aber, was kann ich thun, wenn Du mich verläßt?“

„Bete ohne Unterlaß, und danke Gott für Alles,“ sagte die sanfte Stimme wieder.

„Aber ich habe gebetet, bis es mir war, als ob mein Herz vor Thränen springen sollte.“

„Das waren süße Thränen, Mary.“

„Nein, nein, mein Herz wurde schwer davon, und — die Mutter, wie konnte ich Gott danken, wenn sie nach Hause kam, und so —“

„Still, still, Mary — es ist Deine Mutter!“

„Aber ich kann Gott nicht dafür danken, wenn ich mich erinnere, wie sie Dich hat leiden lassen — wie jammervoll Alles war — wie sie Dich tagelang hungern ließ, und das ganze Geld, was Du gespart hattest, in Branntwein verthat!“

„O, mein Kind, mein Kind,“ rief der Sterbende, indem er mit der einen bleichen Hand die Thränen

aus den Augen wischte, und sie dann schwer auf ihre Schulter sinken ließ.

Sie beugte sich unter dem Drucke zusammen.

„Es ist unrecht — ich weiß es," sagte sie, indem sie die Hände faltete und sie langsam sinken ließ, als ob sie durch ein Gefühl ihrer vollkommenen Unwürdigkeit niedergedrückt würde, „aber o, Vater! Was soll ich thun, was kann ich thun?"

„Ehre Deine Mutter!"

„Wie kann ich sie ehren, wenn sie uns alle entwürdigt und beschimpft!"

„Gott hat Dich nicht zum Richter über Deine Eltern gemacht, sondern Dir befohlen, sie unter jeder Bedingung zu ehren."

Mary senkte die Augen und beugte sich noch demüthiger. Sie sah jetzt ein, warum ihre Gebete so lange von Dunkelheit umhüllt worden waren. Während erbarmungslose Bitterkeit ihr Herz gegen ihre Mutter erfüllte, hatte sie zu Gott gebetet, ihr zu verzeihen, fast ohne zu glauben, daß sie ihren Fehler bereuen müsse. Nach einem kurzen Kampfe gegen die Erinnerung an die schweren Mißhandlungen und das tiefe Unrecht, das ihre Mutter ihr zugefügt hatte, athmete Mary tiefer und freier. Ihre Augen füllten sich, sie faltete ergeben die Hände, und streckte sie nach ihrem Vater aus.

„Was soll ich thun, Vater?"

Er zog sie an sich und sein Gesicht trug den Ausdruck frommen Vertrauens.

„Höre mir zu, Mary. Gott hilft Dir vielleicht noch, diese Frau — Deine Mutter und meine Gattin, zu retten, denn ich habe sie stets zunächst nach Gott geliebt.“

„Aber was kann ich thun? Sie haßt mich, weil ich so klein und häßlich bin. Sie wird mir niemals erlauben, sie zu lieben, und was kann ohne dies ein armes, kleines Geschöpf, wie ich bin, thun?“

„Mein Kind, kein menschliches Wesen ist so schwach oder so niedrig, daß es unfähig wäre, Gutes zu thun, glücklich zu sein, und auch Andere glücklich zu machen. Die Macht, Gutes zu thun, beruht nicht sowohl auf dem, was man besitzt, wie auf dem, was man ist. Sanfte Worte und freundliche Handlungen sind kostbarer wie Gold. Sie bilden den Reichthum des Armen, der köstlicher ist, wie irdische Schätze, weil er nie erschöpft werden kann. Je mehr man giebt, desto mehr besitzt man.“

Mary's Augen füllten sich mit einem seltsamen schönen Lichte, während sie zuhörte.

„Fahre fort, Vater, sage noch mehr.“ Sie holte tief Athem.

„Die Guten sind also niemals arm!“

„Niemals, mein Kind.“

„Und niemals unglücklich?“

„Niemals ganz unglücklich wie die Bösen — nie hoffnungslos.“

„O, Vater, erzähle mir noch mehr, bitte Gott, daß er mir hilft — er wird auf Dich hören.“

Er legte seine blassen Hände auf ihr Haupt, und Mary sank auf die Knie, wie sich eine Blume vor dem Schatten der Nacht zusammenfaltet. Sie faltete die Händchen, ließ sie auf das Knie ihres Vaters sinken, und verbarg ihr Gesicht darin, dann öffneten sich die Lippen des Sterbenden, und die letzten Pulsschläge seines Lebens ergossen sich in einem Gebet, welches in seinem Glauben so brünstig und so mächtig war, daß selbst die Engel im Himmel ihr Antlitz verschleiert haben müssen, während sie jener Verschmelzung von himmlischem Vertrauen mit irdischem Schmerze lauschten.

Mary hörte anfangs bebend und mit einem seltsamen Schauer zu, dann fingen die glühenden Worte an, ihr Herz und ihre Glieder zu beleben, sie überließ sich der Macht des Geistes, den sein Gebet vom Himmel herabgerufen hatte, und brach in einen Schrei des nämlichen, heiligen Schmerzes aus, und die Stimme des Vaters und des Kindes stiegen vereint zum Throne Gottes empor.

Während der Kranke betete, wurde sein Antlitz in seiner Blässe erhaben, und der Todesschweiß rann wie Regen darüber herab, aber das des Kindes leuchtete von einem seltsamen Glanze. Mund, Augen und Stirn

bedeckten sich nach und nach mit köstlichem Entzücken und das herzzerreißende Flehen, das sie Anfangs erhoben hatte, verwandelte sich in ein sanftes, weiches Murmeln des Dankes.

Der Kranke gebot seiner Seele Schweigen und hörte zu. Seine erschöpfte Stimme brach in Seufzern aus, und so versanken sie nach kurzer Zeit in eine tiefe Stille — das Kind war von wunderbarer Entzückung erfüllt — der Vater beugte sich mit ruhiger Freude unter der Hand des Todes.

„Ich will mich niederlegen, ich bin sehr, sehr schwach," sagte er und versuchte, sich zu erheben.

Mary stand auf und unterstützte ihn. Sie war im Laufe der letzten Stunde wunderbar stark geworden, und ihre Seele, die mehr Kraft besaß, wie die schwache Gestalt, stützte den Sterbenden.

Er legte sich nieder. Sie gab ihm das Kissen unter den Kopf und sank wieder auf die Knie. Ihr Herz schien in dieser Stellung seinen stummen Dank gegen Gott am besten aussprechen zu können.

Er legte ihr die Hand auf den Kopf, sie wurde immer kälter.

„Und bist Du jetzt auf mein Sterben bereitet?"

„Ja, mein Vater, aber —" und hier unterbrach ein schmerzlicher Seufzer ihre Stimme, „ach, wenn ich nur mit Dir gehen könnte!"

„Nein, mein Kind, es dauert im schlimmsten Falle

nur kurze Zeit. Ergieb Dich um ihretwillen in das Warten."

„Vater, ich bin bereit."

„Und glücklich?"

„Sehr, sehr glücklich, Vater!"

Der Sterbende schloß die Augen, und ein leises Murmeln stieg von seinen Lippen empor.

„Herr, jetzt lässest Du Deinen Knecht in Frieden dahin fahren, denn meine Augen haben Deine Herrlichkeit gesehen."

Seine Hand lag noch immer auf ihrem Kopfe und dort verweilte sie, bis die purpurnen Schatten in ein kaltes Grau übergingen, und auf seinem stillen Gesicht lag ein Lächeln, das so rein war, wie Mondschein, so leuchtend wie die Fluthen, die vom Throne des Himmels ausströmen.

Der nämliche hohe Geist mußte die Lebende, wie den Todten berührt haben, denn als das kleine Mädchen das Gesicht erhob, leuchteten die blassen, mageren Züge wie die eines Engels. Sie hatte ihren Vater mit Körper und Seele bis dicht an die Pforten des Himmels begleitet. Sie war von dem heiligen Lichte übergossen, das durch sie herausströmte.

Zweites Kapitel.

Der Mayor und der Polizeidiener.

Es war eine bitter kalte Nacht — am Himmel standen Millionen von Sternen, klar und funkelnd, wie vom Froste polirt. Der Mond warf einen bleichen, kalten Glanz herab, der die Erde überall färbte, als ob Schnee gefallen wäre, aber weder am Boden, noch in der Luft gab es eine einzige Flocke. Es wehte nur ein schwacher Wind, aber auch dieser drang scharf und grimmig durch Mantel und Ueberrock, wie ein Heer unsichtbarer Nadeln. Es war ziemlich spät am Abend und das Wetter lockte nur wenige Menschen aus dem Hause. Diejenigen, welche eine bequeme Wohnung hatten, blieben daheim, und selbst die Straßenbettler schlichen in ihre Gäßchen und Keller und viele von ihnen mußten ohne Hoffnung auf Feuer oder Nahrung in ihren Lumpen ein Obdach suchen.

Aber es gab in New-York einen Mann, der vor einer bestimmten Zeit weder Ruhe noch ein Obdach

aufsuchen durfte, das Wetter mochte so unfreundlich sein, wie es wollte. Er hatte einen dicken Tuchoberrock bis an das Kinn zugeknöpft. Die Mondstrahlen schimmerten auf den Stern auf seiner Brust, der ihn als Polizeidiener bezeichnete und er schritt auf der ihm angewiesenen Strecke hin und her, indem er von Zeit zu Zeit stehen blieb, um über einen Gedanken, der seinen Geist erfüllte, nachzudenken. Aber das Frösteln in seinen Händen und Füßen trieb ihn bald wieder zur Bewegung.

Dieser Polizeidiener war ein gefühlvoller und denkender Mensch, sein Geist, dem eine nicht geringe Bildung zu Theil geworden war, besaß große Originalität. Er war in einem Handelshause beschäftigt gewesen, bis ihn die Symptome einer Brustkrankheit von seinem Pulte vertrieben und hatte dann durch die freundliche Beihülfe eines Politikers, dem im Rathhaussaale noch nicht jedes menschliche Gefühl entschwunden war, eine Anstellung bei der Stadtpolizei gefunden. Für einen weniger edlen Geist hätte diese untergeordnete Stellung eine Veranlassung zu Niedergeschlagenheit und Verdruß sein können, aber John Chester hatte, obgleich er noch nicht zweiunddreißig Jahre alt war, doch selbst denken gelernt. Er fühlte, daß keine Beschäftigung einen Menschen herabwürdigen könne, und daß ein ehrenwerthes Verhalten, Redlichkeit und Verstand in niedrigern Lebenskreisen nur um so heller leuchten müssen.

Chester besaß sowohl Bildung, wie feines Gefühl, aber da er keine besseren Mittel zur Erwerbung seines Unterhalts hatte, so nahm er diejenigen, welche ihm die Vorsehung darbot, nicht mit mürrischer Herablassung, sondern mit der dankbaren Bereitwilligkeit an, welche ein sicherer Beweis dafür war, daß er seine Pflichten treu erfüllen werde, und daß er, wenn er auch zu Höherem befähigt war, doch selbst das Geringste, wenn es zur Pflicht wurde, nicht vernachlässigen würde.

Für einen Mann wie Chester war die Einsamkeit seiner nächtlichen Wachen zuweilen ein wahrer Genuß. Wenn die große Stadt rings um ihn im Schlummer lag, so fand sein Geist in sich selbst und in den naheliegenden Gegenständen Veranlassung zu tiefem Nachdenken. Selbst in der Nacht, wo wir ihn dem Leser vorstellen, schien die scharfe Luft, die seinen Körper erkältete, seinen Geist nur zu kräftigen; anstatt düster über seine eigne Lage nachzudenken, die allerdings weit unter seiner früheren stand, hegte er mitleidige Gedanken für diejenigen, welche noch ärmer waren, wie er, ohne die Tausende und Abertausende, die sein unbedeutendes Einkommen von zehn Dollars die Woche für absolute Armuth gehalten haben würden, auch nur im Entferntesten zu beneiden. Das Revier, welches ihm zugewiesen war, zeigte die beiden großen Endpunkte des socialen Lebens in schneidendem Contrast. An den breiten Straßen erhoben sich

glänzende, Palast ähnliche Gebäude. Jedes Haus mit seinen geräumigen Zimmern und seiner prachtvollen Einrichtung wurde von einer einzigen Familie bewohnt, die zuweilen aus nicht mehr als zwei bis drei Personen bestand. Hier legten Spiegelscheiben, silberbeschlagene Thüren und reiche Verzierungen in Bronce und Eisen ein glänzendes Zeugniß für den Reichthum ab, während eine Menge in einander gehender Gärtchen, die in ihrer Blüthezeit reich an Sträuchen und Blumen waren, einen frischen Schimmer von Naturschönheit um die Wohnung des Reichen verbreiteten. Er war auf allen Seiten von Lockungen zum Genuß umgeben. Jede vorüberfliegende Wolke schien ihren Silberrand auf diese Wohnungen herabzuwerfen, während sie am Himmel entlang zog.

Man brauchte nur um eine Ecke zu biegen, und siehe da, die Erde selbst schien lebendig zu werden und von menschlichen Wesen zu wimmeln. Arme und Kinder von Armen machten sich jeden Stein der Trottoirs streitig. Jedes Loch in jenen verfallenen Häusern war mit einer Familie angefüllt, in jedem Winkel der Kammern unter den klaffenden Dächern und der feuchten Keller regte sich das der Armuth anheimgefallene Leben. Hier gab es keine grünen Bäume, hier kletterte keine mit Blättern bedeckte Ranke an den Mauern empor; leere Fässer, alte Besen und zerschlagene Waschkübel bedeckten die Höfe, auf welchen das freundliche, frische Gras hätte wachsen sollen. Der Platz vor dem Hause

wurde von Aschentöpfen und Kübeln mit Küchenabfällen versperrt, selbst das Licht, das sich durch die trüben Fenster drängte, schien düster und dumpfig zu sein.

Dieser ganze Gegensatz von Armuth und Reichthum lag in dem Revier des Polizeidieners. Jetzt war er bei den Reichen und wurde fast von dem Lichte erwärmt, das wie eine Fluth von Wein durch ein hohes, mit karmoisinrothen Damast verhülltes Fenster strömte. Das glatte Pflaster unter seinen Füßen glühte in glänzendem Gaslicht, im folgenden Augenblicke konnte er bei den wenigen dampfenden Straßenlampen kaum die zersprungenen Steine erkennen, auf welche er trat. Dann und wann warf ein schlechtes Talglicht, das an einem Krankenlager dampfte, einen trüben Schein über seinen Weg. Aber doch würde Chester ohne den kalten Mondschein große Schwierigkeit gefunden haben, seine Runde in dem Armendistrict zu machen, aber hier verweilte er am längsten, hier wurde sein Schritt stets schwer und seine Stirn nachdenklich. Dieser finstre Ort, wo er von Leiden umringt war, die nur die halbzerfallenen Mauern seinen Augen verbargen, wo, so zu sagen, der schlummernde Kummer einen Schatten über ihn warf, rief stets schmerzliches Nachdenken in ihm hervor, an jenem kalten Abend wurde er durch das Leiden, das ihm, wie er wußte, ganz nahe, wenn auch dem Auge unsichtbar war, mehr wie gewöhnlich ergriffen.

Er war am Abend vorher in eins dieser düstren Häuser getreten und hatte von dort eine Frau geholt, die, so schmutzig und herabgekommen sie auch war, sich augenscheinlich einst in höheren Lebenskreisen bewegt hatte. Als er an ihrer Wohnung vorüberging, erfüllte ihn die Erinnerung an diese Frau mit einem Gemisch von Mitleid und Ekel. Die jämmerliche Entblößung ihrer Wohnung, die Spuren von Bildung, welche durch ihre Zornausbrüche hervorleuchteten, der Zustand empörender Trunkenheit, in welchem sie sich befunden hatte — dies Alles stieg lebhaft vor seinem Geiste auf. Er blieb mit einem unklaren Gefühle des Interesses vor dem Hause stehen. Am Abend vorher hatte ihn ein Schauspiel des wildesten Lärms erwartet, während er sich der Thüre näherte. Jetzt schienen die Bewohner durch die Kälte betäubt, stumm und erstarrt zu sein.

Während Chester noch das Haus betrachtete, sah er, daß die Thüre offen stand und glaubte zu bemerken, daß sich auf der Flur etwas bewege. Anfangs glich es einem lahmen Thiere, das die Stufen herabkroch. Als es in den Mondschein herauskam, sah Chester, daß es ein Kind von seltsam gedrücktem Aussehen war, das sich in einen alten, rothen Mantel gewickelt hatte, der einer erwachsenen Person gehört haben mußte. Das Kind schleppte sich langsam und mit großer Anstrengung auf dem Pflaster weiter. Sein Gesicht war zu Boden gerichtet und es bückte sich,

als ob es eine Last zu verbergen hätte. Der alte Mantel berührte die Kleidung Chester's, das Kind schien jedoch nichts von seiner Gegenwart zu ahnen, sondern ging schwer athmend und vor Kälte zitternd, daß er seine Zähne klappern hören konnte, weiter. Chester sagte nichts, sondern folgte dem Kinde leise.

Der Mayor von New-York wohnte zu jener Zeit in dem Revier Chester's und die kleine Wandrerin lenkte ihre Schritte seinem Hause zu. Als sich das Kind den Stufen näherte, erhob es zum ersten Male das Gesicht, streckte eine kleine, magere Hand aus und hielt sich an dem Geländer fest. Sie suchte nicht gerade dieses Haus auf, aber dort verließen sie ihre Kräfte und sie klammerte sich schwach und zitternd an das kalte Eisen, während sich ihre Augen verstört auf die Fenster des Wohnzimmers richteten.

Die Spiegelscheiben flammten von dem Lichte eines Kronleuchters, der darin hing, und der freundliche Schein fiel auf das vom Frost geröthete Gesichtchen und erhellte es mit hellem Schimmer. Das Gesicht war nicht schön — es sah zu blaß aus — die schwarzen Lider von ungewöhnlicher Länge ertheilten den großen, tiefliegenden Augen eine fast furchtbare, dunkle Farbe. Aber es lag in dem Ausdrucke jener bleichen Züge etwas unbeschreiblich Rührendes — die Spuren stummen Leidens und einer in ihrer Ausbildung unnatürlichen, moralischen Kraft. Es war das Gesicht eines leidenden, schwachen Kindes, aus

welchem ein heiliger, aber gequälter Geist hervorleuchteten.

Das Kind hielt sich an dem Geländer fest. Es schwankte hin und her, klammerte sich aber mit der Kraft der Verzweiflung an, es sah aus, wie wenn es sich bemühe, eine aufrechte Stellung anzunehmen, aber ohne hinreichende Kraft dafür zu besitzen. Chester trat einen Schritt näher, um ihr zu helfen. Zog sich aber wieder zurück, denn sie kroch, ohne ihn zu bemerken, schwach die Stufen hinauf, wo ihr Gesicht wieder in Dunkelheit gehüllt war. Sie erreichte nach großen Anstrengungen die Klingel und zog an dem silbernen Griff.

Das Kind hatte die Hand kaum von dem kalten Metall zurückgezogen, als der Schatten eines Mannes an dem Fenster vorüberzog und sein abgemessener Schritt auf dem Wachstuch der Hausflur erklang. Die Thüre wurde aufgeschlossen und der Mayor selbst erschien in der Oeffnung. Das Kind schlug die Augen auf und erblickte vor, oder vielmehr über sich, einen großen Mann mit blondem Haar, welches grau zu werden anfing, und einem Gesicht, welches sich nur dadurch auszeichnete, daß ihm jeder Ausdruck von Großmuth fehlte. Er richtete seine kalten Augen auf die kleine Wandrerin, mit einem Blicke, der sie mehr durchkältete, wie der Frost. Als er sich anschickte zu sprechen, konnte sie sehen, wie sich seine Mundwinkel hochmüthig nach unten zogen, und als seine Stimme,

wenn auch nicht besonders laut zu ihren Ohren drang, war sie kalt und abstoßend.

„Nun, was thust Du hier? Was willst Du?“ fragte der große Mann, indem er die Augen fest auf das bebende Kind hielt. Er war über sich selbst ergrimmt, weil er einer solchen erbärmlichen Bettlerin die Thüre geöffnet hatte.

Er hatte die Gewohnheit, den Wählern seines Stadtviertels diese kleine Herablassung zukommen zu lassen. Es hatte einen Anschein von Republikanismus, der gut aussah, aber, was war von diesem erbärmlichen, kleinen Geschöpf für ein Nutzen zu ziehen? Das Kind konnte jedoch einen Vater haben und dieser Vater war vielleicht ein Bürger, ein Mitglied des souverainen Volks, der das unschätzbare Recht des Votirens besaß. Der Mayor hütete sich daher, wie gewöhnlich, die schlechte Laune, welche ihn erfüllte, deutlich merken zu lassen. Er war nicht zu dem Amte eines Mayors aufgekrochen, ohne zu wissen, wie und wenn er die bösen Gefühle seines Herzens zeigen durfte. Diejenigen, welche nicht böse waren, überließ er klüglich sich selbst, da er wußte, daß sie in seiner unfruchtbaren Natur niemals Kraft genug erlangen konnten, um im Geringsten lästig zu werden.

Wenn es in seinem Herzen noch freundliche Empfindungen gegeben hätte, so würden sie sicherlich durch die sanfte, bescheidene Stimme, welche ihm antwortete, geweckt worden sein.

„Man hat mich aus dem Hause getrieben. Ich bin hungrig, Sir. Ich friere sehr.“

„Dich aus dem Hause getrieben. Wer ist Dein Vater? Kann er nicht für Dich sorgen?“

„Ich habe keinen Vater — er ist gestorben.“

„Kein Vater, kein Votum!“ Die kleine Bettlerin hatte auch nicht den entferntesten Anspruch auf Mitleid oder Nachsicht von Seiten des Mayor von New-York. Er durfte zornig gegen sie sein, ja, was noch besser war, auch zornig aussehen, und das gewährte ihm einen ungewöhnlichen Genuß.

„Nun, warum bist Du nicht in das Souterain gegangen?“

„Dort war es finster, und durch das Fenster da sah alles so arm aus — ich konnte nicht anders.“

„Du konntest nicht anders, wirklich! Geh' fort! Ich ermuthige niemals die Straßenbettelei. Das hieße den Leuten unrecht thun, die ein gutes Beispiel von mir erwarten. Geh augenblicklich fort — wie kannst Du es wagen an diese Thüre zu kommen? Du bist wahrscheinlich ein schlechtes, kleines Mädchen!“

„Nein, Sir — nein, nein, ich bin nicht schlecht! Bitte, sagen Sie das nicht, das thut mir weher wie die Kälte!“ sagte das Kind, die sanfte Stimme erhebend, und faltete die magern Händchen, während sich in ihren Zügen verletztes Gefühl malte, obgleich sie keine Thräne vergoß.

Welcher Gegensatz zwischen dem herzlosen Gesicht

jenes Mannes und dem sanften, vertrauensvollen Blicke des Kindes! Wie kalt und rauh klang seine Stimme nach der schmerzlichen Harmonie der ihrigen.

„Ich sage Dir, daß es nichts nützt, wenn Du versuchst, mich zu hintergehen die Wachhäuser sind ausdrücklich dazu gebaut, um kleine Diebe einzustecken, die bei Nacht umherschweifen!“ Und der kaltherzige Mann schloß die Thüre halb, indem er hinzusetzte. „Fort — fort! Irgend ein Polizeidiener wird Dich nach einem Wachhause bringen, obgleich ich darauf schwören wollte, daß Du ohne Hülfe eins finden kannst.“

Bei diesen Worten schloß er die Thüre und ließ das trostlose Kind wieder in der kalten Nacht allein. Sie klagte und weinte nicht, sondern sank auf den Stein nieder, hüllte die schwachen Glieder in den alten Mantel und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Chester hatte das ganze Gespräch mit angehört, er sah den Ausdruck tiefer Verzweiflung in den Zügen des Kindes, als sich die Thüre vor ihm schloß, und stieg mit schwellendem Herzen die Stufen hinauf.

„Mein kleines Mädchen,“ sagte er sehr sanft, indem er die kauernde Gestalt berührte, „mein armes, kleines Mädchen!“

Das Kind blickte scheu in die Höhe, denn gerade das Wohlwollen in seiner Stimme erschreckte sie, weil sie an etwas derartiges so wenig gewöhnt war, aber sobald ihre Augen auf seine Brust fielen, wo der sil=

berne Stern im Mondschein flimmerte, stieß sie einen schwachen Schrei aus.

„O, bitte — bitte arretiren Sie mich nicht — ich bin keine Diebin — ich bin nicht schlecht!“ Und sie drängte sich zitternd in einen Winkel des eisernen Geländers und richtete die verstörten Augen auf ihn, wie ein von grimmigen Hunden verfolgtes, verwundetes, kleines Thier.

„Fürchte Dich nicht — ich will für Dich sorgen — ich —“

„Sie haben sie arretirt, die Polizeidiener, meine ich, wo ist sie, was haben Sie mit ihr gemacht?“

„Aber ich will Dir Gutes thun,“ sagte Chester tief bewegt. Sie fiel ihm in's Wort.

„Gutes? Sehen Sie, sehen Sie — ich sage Ihnen, ich bin keine Diebin!“

„Ich weiß es, ich bin überzeugt, daß Du keine bist,“ antwortete er mitleidig.

„Warum wollen Sie mich dann arretiren, wenn ich keine Diebin bin?“

„Aber Du wirst vor Kälte umkommen!“

„Nein — nein, es ist nicht mehr so sehr kalt hier, seitdem der Herr fortgegangen ist!“ rief das Kind mit schwacher Stimme, indem es den alten Mantel fester um sich zog und zu lächeln versuchte. „Bitte — bitte —“

Ihre Stimme wurde schwächer, sie hatte nur noch so viel Kraft, um die Knie an sich zu ziehen,

und die magern Händchen über ihnen zu falten und sie fiel bei dem Versuche, sich auf dem kalten Steine hin und herzuschaukeln, um zu zeigen, wie wohl sie sich befinde, betäubt und besinnungslos nach vorn zu Boden.

„Gütiger Himmel! das ist entsetzlich," rief Chester, indem er das Kind in seine Arme schloß.

Er war so tief bewegt, daß er die Mäßigung verlor, und that einen so heftigen Zug an der Klingel, daß der Mayor mit einer Gewalt von seinem Stuhle auffuhr, die einen seiner ausgetretenen Hausschuhe über den Kaminteppich hinwegschleuderte.

„Wer kommt da wieder," murmelte der große Mann, indem er mürrisch in den treulosen Hausschuh fuhr, denn er hatte am heutigen Abend auf dem Rathhause gespeis't und nach einer solchen Ausübung der Mäßigkeit war die üppige Tiefe seines Lehnstuhls stets höchst einladend.

„Wird denn die Klingel niemals ruhen? Ich glaube diese Gaslichter locken die Bettler an die Thüre, übrigens hat das große irische Mädchen noch einmal so viel angebrannt, wie ich befohlen habe. Und die erste obrigkeitliche Person von New-York stieg voll sorgsamer Rücksicht für die Sparsamkeit in ihrem Haushalt auf einen Stuhl und löschte von den sechs Brennern, welche auf den Kronleuchtern angezündet worden waren, vier aus. Ein zweites, heftiges Klingeln führte ihn wieder hinab und an die Straßenthüre. Dort fand er Chester mit der kleinen Bettlerin,

welche die Augen geschlossen hatte und deren Gesicht bis auf die leise, violette Färbung des Mundes todtenbleich war, auf den Armen.

„Sir, dieses Kind, Sie haben es von Ihrer Thüre weggetrieben, es stirbt!“ sagte Chester, indem er mit seiner Last auf die Flur trat und nach dem Wohnzimmer ging, wo ein Steinkohlenfeuer seinen freundlichen Schein verbreitete, „sie bedarf der Wärme. Ich glaube bei meiner Seele, daß sie vor Hunger stirbt.“

„Nun, Sir, warum bringen Sie sie hierher — wer sind Sie? Giebt es keine Wachstation? Ich empfange keine Bettler in meinem Gesellschaftszimmer!“ sagte der Mayor, während er dem Polizeidiener folgte.

Chester ging, ohne auf seine Einwendungen zu achten, auf dem Teppich weiter und legte das unglückliche Kind zärtlich auf den weiten, carmesinrothen Stuhl, welchen Se. Ehren eben mit so großem Widerstreben verlassen hatte. Dann rollte er den Stuhl dicht an das Feuer, kniete nieder und fing an, die mageren, vom Frost gerötheten Hände zwischen den seinigen zu reiben.

„Ich konnte sie nirgends anders hinbringen — sie starb vor Kälte — eine Minute war für sie Leben oder Tod,“ sagte Chester, die schönen Augen zu dem mürrischen Gesicht des Mayor erhebend, in entschuldigendem Tone.

Der Mayor warf einen Blick auf das männ-

liche Gesicht, welches das Gefühl des Wohlthuns erwärmt und beredt gemacht hatte, und ließ dann sein Auge über die blasse Gestalt des Kindes gleiten.

„Thun Sie mir den Gefallen, dieses Lumpenbündel von meinem Stuhle fortzuschaffen!“ sagte er.

„Aber Sie stirbt!“ rief der Polizeidiener, am ganzen Leibe vor großmüthiger Entrüstung bebend, „sie ist vielleicht jetzt schon todt!“

„Schon recht, aber dies ist nicht der Ort zu einer Todtenschau,“ lautete die kalte Antwort.

Der Polizeidiener sprang halb auf, und zerdrückte in seiner Entrüstung fast eins der Händchen, die er frottirt hatte.

„Sir, dies ist unmenschlich — es ist schmachvoll.“

„Wissen Sie, wo Sie sind — mit wem Sie reden?“ sagte der große Mann, dessen Gesicht erbleichte, der aber seinen Zorn mit bewundernswerther Anstrengung bändigte.

„Ja, ich weiß es recht gut. Dies ist Ihr Haus, und Sie sind der Mayor von New-York.“

„Und Sie — kann ich die Ehre haben zu erfahren, wer meine bescheidene Wohnung und noch dazu in solcher Gesellschaft beehrt,“ sagte der Mayor, auf das Kind zeigend, während sich seine Oberlippe kräuselte und seine Mundwinkel sich zu einem kalten Hohnlächeln verzerrten.

„Ja, Sir, das dürfen Sie, ich bin Polizeidiener in diesem Viertel, und von Ihrem Vorgänger — einem

gerechten und guten Manne angestellt, mein Name ist John Chester. Ich bin diesem verlassenen, kleinen Geschöpf aus Mitleid von einem Hause an gefolgt, von welchem sie in die Kälte herausgekrochen war, da ich ihr etwas nützen zu können hoffte. Sie kam hierher und klingelte an Ihrer Thüre. Ich habe gehört, was zwischen Ihnen vorging. Als Bürger würde ich mich geschämt haben, wenn ich unglücklicherweise einer von denen gewesen wäre, die Sie an Ihre Stelle gesetzt haben. Ich muß es aussprechen — Ihr Benehmen gegen dieses arme verhungerte Wesen hat mich über alle Maaßen verletzt. Ich danke Gott, daß ich nicht durch meine Abstimmung dazu beigetragen habe, Sie zu dem zu erheben, was Sie sind."

„Sie sind also ein Polizeidiener aus diesem Viertel. Ganz wohl," sagte der Mayor und das Hohnlächeln auf seinem Gesicht verschwand, während er in dem Zimmer auf und ab zu schreiten anfing, wobei der weiche Schall seiner Pantoffeln seinen Bewegungen eine katzenartige Ruhe verlieh.

Er fühlte, daß ein Mann, der seine Entrüstung so furchtlos aussprechen konnte, nicht der Mensch sei, den man offen verfolgen dürfe. Ueberdies lag es nicht in seiner Natur, etwas offen zu thun. Er brachte seine Pläne, wie ein Maulwurf unter der Erde wühlend in Ausführung, und wenn er gezwungen war, an's Tageslicht zu treten, so ließ er stets die Erde, die er auf seinem Wege aufwerfen mußte, durch ein

gefälliges Werkzeug beseitigen. Sein Talent lag in der gemeinen List und dem vorsichtigen Verhalten, womit kleine Menschen von wenig Verstand und ohne Herz zuweilen die Welt täuschen. Er hatte sich schon längst jedes Gefühls entledigt, das stark genug gewesen wäre ihn hitzig zu machen, und es fehlte ihm ganz an der hohen Selbstachtung, welche den Menschen antreibt, einen Angriff furchtlos und auf der Stelle zurückzuweisen. Kurz er war einer von denen, die lauern und warten wie die listigen Spürhunde, die durch das Gras vorwärts kriechen und für Andere Wild auftreiben, damit sie es für sie niederschießen und die Beute mit größerem Genuß verzehren, wie der edle Jagdhund, der den Wald von seinem Gebell wiederhallen läßt, wenn er sich auf sein Opfer stürzt.

Der Mayor hielt, seinem System und seinem Charakter treu, in seinem Spaziergange inne und sagte, sich kalt, aber doch mit einem Anscheine von Gefühl über das Kind beugend —

„Sie scheint sich wieder zu erholen — es wird wahrscheinlich nichts Ernstes sein!“

Chester blickte auf und ein Lächeln erhellte sein Gesicht. Da er stets bereit war, den menschlichen Charakter von der besten Seite zu nehmen, so machte ihm sein großmüthiges Herz Vorwürfe, daß er vielleicht zu streng geurtheilt habe. Die kleine Hand, welche er rieb, fing an Lebenswärme zu zeigen, und das be-

freite ihn von der tiefen Aufregung, die im Augenblick vorher seine, wenn auch gerechten Worte, mehr wie unvorsichtig gemacht hatte.

„Ich danke Ihnen, Sir, sie befindet sich wirklich besser," sagte er, und seine Züge trugen den Ausdruck herzlicher Dankbarkeit. „Ich glaube jetzt, daß sie am Leben bleiben wird, und wir wollen Sie daher nur noch ein Paar Minuten belästigen."

„Meine Familie liegt im Bett — und man darf diesen Straßenbettlern so wenig Vertrauen schenken," bemerkte der Mayor, der augenscheinlich seine frühere Härte einigermaßen entschuldigen wollte, ohne es offen zu thun, „aber hier scheint es wirkliche Noth zu sein."

Diese Worte besänftigten Chester. Er bedauerte die Heftigkeit seiner vorigen Sprache immer mehr. Er wünschte dem Manne, der am Ende wohl nur vorsichtig und nicht gefühllos war, eine Genugthuung zu geben.

„Wenn ich jetzt nur einen Tropfen Wein hätte," sagte er, das Kind betrachtend, dessen Gesicht im Scheine des Feuers zu zucken anfing.

„O, wir gehören, wie Sie wissen, hier zur Mäßigkeitsgesellschaft," antwortete der Mayor kalt.

„Oder irgend etwas Warmes," fuhr Chester fort, als das Kind die Augen mit hungrigem Blicke öffnete.

„Sie können im Wachhause Wein bekommen. Meine Mädchen sind zu Bett."

„Ich fürchte, daß sie im Wachhaus nur geringe Aussicht auf Hülfe finden wird. Der Rath trifft keine Veranstaltung zu ärztlicher Hülfe, wo die Kranken oder Verhungernden bei Nacht eingebracht werden. Dies ist eine große Nachlässigkeit, Sir."

„Der Rath kann nicht Alles thun," antwortete der Mayor, der ungeduldig wurde, aber sich noch immer mäßigte.

„Ich weiß es, Sir; aber er muß zuerst für die Armen sorgen."

„Jawohl, das leugnet Niemand," antwortete der Mayor, der mit Genugthuung bemerkte, daß sich Chester anschickte, den kleinen Eindringling fortzuschaffen. „Sie werden nicht sehr weit zu gehen haben," setzte er hinzu, „das Wachhaus ist nur acht bis zehn Straßen entfernt. Ich denke sie wird stark genug sein, um so weit zu kommen."

„Bitte, bitte, führen Sie mich nicht dorthin! Ich bin keine Diebin!" murmelte das Kind und zwei schwere Thränen rollten langsam über seine Wangen, wie wenn das Feuer sie nur schwer von seinem Herzen losgethaut hätte.

Sie fanden eine Antwort — Gott segne den Polizeidiener — sie wurden durch einen ganzen Thränenstrom beantwortet, der aus seinen schönen Augen hervorbrach, und dort wie eine Diamantenfluth funkelte.

„Nein," sagte er, indem er seinen Ueberrock auszog und das Kind hineinwickelte, während seine Hände

und Arme im Eifer des Mitleids zitterten, als er sie vom Stuhle hob. „Sie soll wenigstens für eine Nacht mit mir nach Hause gehen. Ich werde zu meiner Frau sagen, „da ist ein kleines, hungriges Geschöpf, das Dir Gott von der Straße sendet.“ Sie wird willkommen sein, Sir. Ich bin überzeugt, sie wird ebenso willkommen sein, als ob ich an meiner Brust eine Tonne Goldes mit nach Hause brächte. Willst Du mit mir zu Hause kommen, kleines Mädchen?“

Das Kind richtete die großen Augen auf ihn, ein unaussprechlich süßes Lächeln verklärte sein Gesicht und es sagte, tief Athem holend:

„O, ja, ich will mit gehen.“

„Entschuldigen Sie die Störung,“ sagte Chester, indem er sich beim Fortgehen mit seiner Last nach dem Mayor umdrehte, „der Fall erschien mir sehr dringend.“

„O, es ist gern geschehen,“ antwortete Se. Ehren mit einer steifen Verbeugung, während er nach der Thüre zuschritt, „aber ich werde mich daran erinnern — das unterliegt keinem Zweifel!“ murmelte er mit einem Lächeln, das die ganze, geheime Falschheit seines Charakters verrieth.

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen an der Thür vor und mit einigem Geräusch trat eine Dame ein, welcher ein Knabe folgte, der auf der letzten Stufe einen Augenblick stehen blieb, und dem Kutscher in einer hellen, heiteren Stimme, die in diesem Hause

durchaus nicht an ihrem Platze zu sein schien, einige Befehle ertheilte.

„Warum kommst Du nicht herein,“ rief die Dame, indem sie ihren Rosamantel fest um sich wickelte, „Du füllst das ganze Haus mit Kälte.“

„Augenblicklich — augenblicklich,“ rief der Knabe und stimmte eine Strophe einer Opernarie an, wie wenn ihm die Melodie keine Ruhe ließ, „aber bitte, schicke doch Tom ein Glas Wein heraus, sonst wird er in dieser grönländischen Nacht auf dem Bocke erfrieren.“

„Das ist ja Unsinn! Komm herein,“ rief die Mutter, indem sie in das Zimmer trat und sich dem Feuer näherte. Hier schlug sie ihren Mantel zurück, so daß man darunter ein reiches Procatkleid erblickte, das von Juwelen schimmerte, und mit feinen Spitzen, wie mit einem Nebel bedeckt war! „Er wird sich schon wohl genug befinden! Komm an das Feuer,“ fuhr sie fort, indem sie die Hände in ihren schneeweißen Handschuhen ausstreckte um sie zu wärmen.

Die Dame hatte Chester nicht bemerkt, da er auf dem Flur zurückgetreten war, um sie vorüber zu lassen. Bittende jeder Art waren in ihrer Wohnung, selbst zu später Stunde etwas so gewöhnliches, daß sie selten stehen blieb, um einen fremden Menschen auch nur anzusehen. Aber der edel aussehende Knabe war viel scharfsichtiger. Als er sich mit Widerstreben anschickte, die Thüre zu schließen, trat Chester, mit

dem kleinen Mädchen auf dem Arme vor, und wollte vorübergehen.

„Was ist das — was giebt es — ist sie krank?" fragte der Knabe theilnehmend.

„Es ist ein armes, heimathloses, halb erfrornes und fast verhungertes Kind," antwortete Chester.

„Heimathlos in einer solchen Nacht! — hungrig und frierend!" rief der Knabe, indem er seinen spanischen Mantel abwarf und die Mütze auf den im Saale stehenden Tisch schleuderte. „Kommen Sie zurück, bis sie sich ausgewärmt hat, und ich werde die Küche bald nach Lebensmitteln durchsucht haben, und wir wollen gleich mit einem Glas Madeira anfangen. Mutter, komm und sieh dies kleine Mädchen an — ist es nicht eine Sünde und Schande, daß man ein Wesen mit einer Seele in einem solchen Zustande findet."

„Was giebt es, Fred?" rief die Dame, während sie durch das Zimmer herbeiwogte. „O, ich sehe eine kleine Bettlerin! Warum läßt Du den Mann nicht vorbei? Wahrscheinlich hat er sie wegen irgend etwas arretirt."

„Nein," sagte Chester mit einer schwachen Hoffnung, etwas zu essen zu erhalten, „sie ist halb erfroren und hungrig — es ist der Mangel, weiter nichts."

„Wie traurig, und die Behörden sorgen doch so gut für die Armen. Mr. Farnham, Sie müssen dem Einhalt thun — es ist ein Scandal, wenn man sein

Haus von solchen gräßlichen Gegenständen heimgesucht sehen muß.“

Der junge Farnham näherte sich erhitzt und eifrig seiner Mutter.

„Wenn die Mädchen zu Bett sind, so will ich hinabgehen und etwas suchen, das arme Kind sieht so elend aus.“

Während er seine Mutter bat, fiel das Licht der Hausflur hell auf ihn, und wohl noch nie hatte die Gutmüthigkeit auf einem jungen Gesicht schöner ausgesehen. Nur eine sehr kaltherzige Person hätte diesen schönen, innigen Augen, und dem Wesen, das so voll von der Grazie der Barmherzigkeit war, widerstehen können.

„Bitte, Mutter, die Musik sollte das Herz des Menschen öffnen — darf ich gehen?“

„Unsinn, Fred, was willst Du thun? Der Mann hat Eile fortzukommen, warum kannst Du nur nicht ein einziges Mal verständig sein,“ antwortete die schwache Frau mit einem Blicke nach ihrem Gatten, der zornig im Zimmer hin und her ging, und dann setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Sieh, Dein Vater ist übler Laune, komm doch herein.“

„Augenblicklich — augenblicklich,“ antwortete der Knabe, indem er über die Flur ging, und eifrig in seiner Tasche suchte — „warten Sie, mein lieber

Mann, haben Sie denn so ungeheure Eile — o, da ist es."

Der Knabe holte ein Portemonnaie hervor und legte ihm das einzige Goldstück, welches es enthielt in die Hand.

„Da, da," sagte er, bis an die Schläfe erröthend, indem er es Chester aufdrang, „ich zweifle nicht, daß im Hause alles aufgegessen ist, aber dies wird eine kurze Zeit vorhalten. Sie sind ein wackrer Mensch, so viel kann ich unterscheiden, lassen Sie es dem armen Dinge an nichts fehlen — wenn Hülfe nöthig ist, so bin ich immer mit einer Kleinigkeit, wie die da, zur Hand, aber gute Nacht, gute Nacht, der Papa wird grimmig, und meine Frau Mutter könnte sich erkälten — gute Nacht."

Chester ergriff die Hand, die ihm so herzlich dargeboten wurde, und ging durch das edle Mitleid, daß er an diesem Orte so wenig erwartet hatte, erfreut, die Treppe hinab.

„Merke es Dir," sagte der Mayor, sich scharf gegen Fred umdrehend, als dieser in das Zimmer trat, „merke es Dir gefällig, daß Du die Grundsätze Deines Vaters verletzest, wenn Du Dich auf meine Thürstufen stellst und Wein forderst, als ob Du in einer Schenke wärst. Man darf nicht glauben, daß dieses Haus Madeira oder sonst ein geistiges Getränk enthalte. Vergiß nicht, daß Dein Vater die erste

obrigkeitliche Person von New-York, und der Vertreter eines volksthümlichen Princips ist."

„Aber warum darf ich nicht für ein armes, der Wärme und der Nahrung bedürftiges Kind, Wein verlangen, da wir ihn doch zuweilen zu Mittag auf dem Tische haben?" fragte der Knabe ernsthaft.

„Du irrst Dich, Du bist noch zu jung für dergleichen Erklärungen," antwortete der Vater streng. „Es kommt nie Wein auf unsren Tisch, außer, wenn gewisse Leute da sind. Hast Du wohl jemals auch nur ein leeres Glas dort gesehen, wenn unsre Mäßigkeitsfreunde zum Besuch bei uns sind?"

Der Knabe antwortete nicht, sondern hielt nur die schönen, ehrlichen Augen auf seinen Vater geheftet und ihr halb erstaunter, halb betrübter Ausdruck brachte den Politiker, der seinen Sohn wirklich liebte, in Verwirrung.

„Du bist noch nicht alt genug, daß Du die Pflichten einer öffentlichen Stellung, wie die meinige verstehen könntest. Ein Politiker, der Glück haben will, muß für Alle ein Wenig von Allem sein."

„Dann will ich wenigstens niemals ein Politiker werden," rief der Knabe, während kindliche Thränen mit mannhafter Entrüstung kämpften.

„Das verhüte Gott," war der Gedanke, der in dem Herzen seines Vaters aufstieg, denn die Liebe zu seinem einzigen Sohne hatte in seinem Charakter noch eine Stelle grün erhalten.

„Und," fuhr der Knabe noch ungestümer fort, „ich will nie wieder in meinem Leben ein Glas Wein trinken. Was für den Armen Unrecht ist, muß es auch für den Reichen sein. Was ich einem leidenden Kinde nicht geben darf, will ich auch selbst nicht trinken."

„Nun, ich glaube, das heißt ein Wenig zu weit gehen," bemerkte Mrs. Farnham, indem sie bedächtig die Handschuhe auszog, und den Schein des Feuers auf ihren Diamantringen funkeln ließ, „ich bin schon längst der Meinung, daß Whiskypunsch, Grog und dergleichen Dinge höchst unmoralisch sind, aber Champagner und Madeira und Sheerypunsch — diese Getränke sollten von dem Gesetz gestattet werden, und wenn es nur wegen der Glasrömer und geschliffnen Crystallbecher wäre. Nun, Fred, wie gesagt, derartige Erfrischungen sind anständig und ich kann sie nur billigen, also laß mich keinen Unsinn weiter über das Weintrinken in der Stille, weißt Du, und in der rechten Gesellschaft hören. Ist das nicht die richtige Mittelstraße, Mr. Farnham?"

Der Mayor, der die Weisheit seiner Gemahlin in der Regel wie den Wind an sich vorübergehen ließ, würdigte diese weise Aufforderung keiner Antwort, sondern bemerkte kurz, daß er etwas zu schreiben habe, und so bald wie möglich allein gelassen zu werden wünsche. Hierauf legte die Dame ärgerlich ihre weißen Handschuhe zusammen und verließ das Zimmer, indem

sie den Kopf zurückwarf, daß die Federn zu beiden Seiten ihres Kopfputzes zitterten, wie vom Winde getriebene Schneeflocken, wobei sie etwas über Männer und Bären murmelte, welches fast klang, wie wenn sie die Beiden in ihren Begriffen von der Naturgeschichte in sehr nahe Verbindung bringe.

Frederick folgte seiner Mutter mit ernster und betrübter Miene, indem er sich von seinem Vater mit einem ehrerbietigen „gute Nacht" verabschiedete, das der Mayor, der mit sich selbst unzufrieden, und in Folge dessen erzürnt war, nicht zu beachten beliebte.

Als der Mayor allein war, zog er unmuthig eine Klingel, welche mit der Küche in Verbindung stand. Dies brachte ein irisches Mädchen mit groben Zügen in das Zimmer, der er befahl, den Lehnstuhl auf den Saal zu rollen, und ihn früh zu allererst tüchtig auszulüften. Hierauf ertheilte er ihr einen kurzen Verweis, weil sie seine Anweisungen in Bezug auf die Gaslichter nicht befolgt hatte, und entließ sie für die Nacht.

„Ich hatte ganz recht, die Sache zu vertuschen," murmelte er, „man kümmert sich nie um den Bericht einer solchen, kleinen Bettlerin. Wer würde ihr glauben? Aber dieser Chester könnte die Sache auf eine unbequeme Weise erzählen, ein solcher Mensch hat nichts bei der Polizei zu suchen. Ich wollte schwören, daß er selbstständig denkt und handelt. Außerdem ist er ein hübscher, feiner Bursche, und die Menschen

werden an solche Leute anhänglich, und lassen sich von ihnen leiten. Es macht mir immer Vergnügen, wenn ich einem solchen Burschen den Stern von der Brust reißen kann. Es soll geschehen," fuhr er heftig fort. „Seine Worte gegen mich, eine obrigkeitliche Person, sind Grund genug, ihn fortzujagen. Aber dann darf ich die Klage nicht anstellen. Es ist ohne dies auszuführen."

So verbrachte der Mayor in angenehmen Gedanken in seinen Hoffnungen auf Rache an einem Menschen, der einer andren Partei angehörend, gewagt hatte, die Wahrheit in seiner Gegenwart etwas zu beredt auszusprechen, ungefähr eine halbe Stunde so ziemlich in seiner gewöhnlichen Weise, denn er hatte stets irgend ein Plänchen zu überlegen, ehe er sich zur Ruhe begab, und sein Racheplan gegen den armen Chester wurde dadurch nur noch etwas interessanter, weil er persönlicher war.

Drittes Kapitel.

Der Gast des Polizeidieners.

Die Heimath ist ganz speziell das Paradies des Armen. Die Reichen, mit ihren mancherlei Hilfsmitteln, leben dem Herzen, wenn auch nicht der Person nach, zu oft von ihrer Häuslichkeit fern, aber für den tugendhaften Armen sind die Familienbande nach dem köstlicheren Himmel, der die Heimath der Seele ist, die einzige, wahre und echte Quelle des Glücks.

Die Gattin Chester's wartete in dieser Winternacht auf ihn. Es war so bitter kalt, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, Ruhe zu suchen, so lange er dem Wetter ausgesetzt blieb. Das kleine Zimmer, in welchem sie saß, lag im zweiten Stocke eines Hauses, das außerdem noch zwei Familien enthielt. Ringsum bemerkte man viele kleine, geschmackvoll geordnete Gegenstände der Bequemlichkeit, die einen gewissen Grad der Eleganz zeigten, wie er stets

die Wohnung einer gebildeten Frau verkündet, sie möge so arm sein, wie sie wolle. Ein stark abgenutzter, aber sorgfältig gestopfter Teppich bedeckte die Dielen. An den weißen Strohstühlen bemerkte man weder einen Schmutzflecken, noch Staub. Unter einem hübschen Spiegel, dessen goldener Rahmen durch ein Netz von Seidenpapier schimmerte, stand ein blank polirter Frühstückstisch von Mahagonie. An den Fenstern hielten grüne Bandschleifen schneeweiße, baumwollne Vorhänge fest, die gestärkt und geplättet waren, daß sie fest und glatt wie Leinewand aussahen. Unter ihnen standen ein paar Töpfe mit Geraniums und an einem der Fenster hing ein Canarienvogel, der auf seinem Stängelchen schlief und die Federn gesträubt hatte, daß er aussah wie ein Knäuel gelbe Seide.

Alle diese Gegenstände, die an und für sich nichts zu bedeuten hatten, aber so zusammengestellt waren, daß sie ein freundliches und selbst elegantes Aussehen besaßen, bildeten ein schönes, häusliches Gemälde, besonders wenn Mrs. Chester in der sanften Bewegung ihres Schaukelstuhls an der Lampe vorüberglitt, bei deren Schein sie nähte — wodurch sie irgend einem Gegenstande das Licht entzog und es dann wieder zurückkehren ließ, was der Stille eine eigenthümlich angenehme Lebendigkeit verlieh.

Von Zeit zu Zeit erhob Jane Chester die Augen zu der Uhr, die mit einem niedlichen Spiegelchen in

dem Mahagonie unter dem Zifferblatt ihr gerade gegenüber auf dem Kaminsims stand. Als der Zeiger auf halb zwölf wies, legte sie das Kinderkleid, welches sie ausgebessert hatte, auf den kleinen, ovalen Lichtteller, worauf ihre Lampe stand und warf eine Schaufel Kohlen auf den Rost ihres kleinen Kochkamins. Dann nahm sie einen wie Silber blitzenden Theekessel zur Hand und ging in ein anstoßendes Kämmerchen, wo man das dünne Eis klirren hören konnte, während sie es aus dem Wasserkübel in den Theekessel goß.

Als Mrs. Chester wieder mit dem Kessel in der Hand in das Zimmer trat, lag eine sanfte Röthe auf ihren Wangen und man hätte sich kaum ein lieblicheres oder freundlicheres Gesicht, wie das ihrige, denken können. An der steigenden Farbe und dem holden Ausdrucke ihres Mundes konnte man sehen, daß ihr Herz in freudiger Aufregung zu schlagen anfing, als die Zeit näher heranrückte, wo ihr Mann nach Hause kommen sollte. Das Feuer spielte in tausend hellen Zungen durch die schwarze Masse, welche eben darauf geworfen worden war, indem es hier und da einen goldenen Schein auf die schwarze Politur des Kamins warf und sich im kleinen prismatischen Wirbeln um den Theekessel kräuselte, den sie auf den Rost gestellt hatte. Die Lampe, die so rein und hell war, wie es Crystall nur sein konnte, wurde mit der Spitze ihrer Scheere heraufgeschoben, damit sie eine hellere Flamme

geben sollte, dann setzte sich die hübsche Hausfrau nach einem Blicke auf die Uhr wieder auf ihren Stuhl, stellte den einen schön geformten, von einem zierlichen Strumpfband umschlossenen Fuß auf den Kamin und fing an, sich hin und her zu wiegen, so daß die Muskel des Knöchels gerade hinreichenden Spielraum hatte, ohne daß sie den Schuh von seiner Stelle zu entfernen brauchte.

„Noch zwanzig Minuten," sagte sie laut, nachdem sie die schönen Augen mit einem Lächeln zu dem Zifferblatt erhoben hatte, welches bewies, wie ungeduldig sie den Lauf der Zeit beobachtete. „Noch zwanzig Minuten. Da, eine ist vorüber — noch eine — fünf! — So, jetzt kann ich ernstlich an die Arbeit gehen."

Sie sprang auf, als ob sie sich darüber freute, daß sie Eile habe, rollte das Kinderkleid zusammen und setzte es in einem Arbeitskörbchen auf den Tisch. Dann breitete sie ein fleckenloses Tuch aus, daß sie an den Ecken mit beiden Händen leise glättete, öffnete ein Schränkchen, worin man ein Theeservice von schneeweißem Porzellan und sechs glänzende, fächerförmig in ein Glas gesteckte silberne Löffel, nebst verschiedenen anderen hübschen und nützlichen Gegenständen hätte sehen können, von denen sie geschäftig einen Theil auf den Tisch stellte.

Als die kleine Abendtafel bereit war, fing der Kessel an, eine Dampfwolke aus seinem funkelnden

Schnabel zu entsenden. Zu gleicher Zeit erhob sich ein sanftes, leises Summen, das immer lauter wurde, wie wenn ein eingesperrter Vogel in dem Dampfe sänge. Das Feuer glühte ringsum mit rothem Scheine und warf sein helles Licht in einem goldnen Kreise auf den Teppich, den Tisch und auf das ruhige Gesicht Jane Chester's, die vor dem Kamin kniete und eine Brodschnitte einmal näher, dann wieder entfernter an das Feuer hielt, um jeden Zoll der weißen Oberfläche gleichmäßig zu bräunen.

Als Alles fertig war — nachdem sie das geröstete Brod zierlich mit Butter bestrichen, den Thee zum Ziehen in die seltsamste, altmodische Theekanne gethan hatte, die es wohl jemals gegeben hat, die aber in jeder daran befindlichen, gemalten Rose den deutlichsten Beweis lieferte, daß Mrs. Chester wenigstens eine Großmutter gehabt haben müsse — als Alles fertig war und während Mrs. Chester vor dem Tischchen stand und im Geiste überlegte, ob nicht etwas vergessen worden sei, hörte sie, wie ihr Mann die Thür mit den Hausschlüssel öffnete.

„Gerade zu rechter Zeit," sagte sie mit einem Lächeln, wie man es nur zu Hause in seiner ganzen Schönheit findet.

Aber als sie den Kopf leicht nach einer Seite neigte, um zu horchen, verschwand das Lächeln von ihrem Gesicht. In dem Schritte ihres Mannes lag etwas Schweres und Unnatürliches, was sie beun-

ruhigte. Sie ging eben auf die Thür zu, als Chester dieselbe öffnete und mit ausgezogenem Ueberrock und einer geheimnißvollen Last auf dem Arme eintrat.

„Ei, Chester, was heißt das? — Die Nacht ist so kalt und Deine Stirn ist mit Schweiß bedeckt? Was hast Du da in Deinen Mantel gewickelt?“

Während Mrs. Chester sprach, setzte sich ihr Mann, das Kind noch immer festhaltend, an der Thüre nieder. Sie nahm ihm den Hut ab und berührte seine feuchte Stirn mit den Lippen, während er leise den Mantel öffnete und ihr das blasse Gesichtchen an seiner Brust zeigte.

„Sieh her, Jane, es ist ein armes, kleines Mädchen, das ich auf der Straße gefunden habe, als es dem Erfrieren nahe war.“

„Das arme Ding! Das arme, kleine Geschöpf!“ sagte Mrs. Chester voll Mitleid, als sie dem Blicke der großen, sprechenden Augen begegnete, die das ganze Gesicht zu erleuchten schienen, „da, laß sie sich auf den Schaukelstuhl ganz nahe an das Feuer setzen — Du lieber Gott!“

Dieser letzte Ausruf entfuhr Mrs. Chester, als sie dem Kinde den großen Mantel abnahm und sah, wie erbärmlich es gekleidet war. Aber sie unterdrückte ihre Verwunderung, setzte ihren Gast auf den Schaukelstuhl, nahm ihr den alten Mantel ab und kniete bald darauf auf dem Teppich, indem sie dem Kinde eine Untertasse mit warmen Thee an die bleichen

Lippen hielt. „Gieb mir ein Stück Brod, John,“ sagte sie, indem sie die Tasse in der einen Hand hielt und die andere nach ihrem Manne ausstreckte, der sich zum Abendessen niedersetzte. „Das ist Alles, was sie braucht — ein gutes Feuer und etwas zu essen. Bitte, schenke Dir Deinen Thee selbst ein, während ich für sie sorge. Ich glaube, sie hat seit langer Zeit nichts Warmes zu trinken bekommen — nicht wahr, Kleine?“

„Nein,“ sagte das Kind mit schwacher Stimme, „ich habe noch nie in meinem Leben etwas so Gutes gegessen.“

Mrs. Chester lachte und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Das arme Ding! Der Thee und das geröstete Brod schmecken ihr nur deshalb so gut, weil sie verhungert ist,“ sagte sie mit einem Blicke auf ihren Mann. „Gieb mir noch ein kleines Stückchen. Du weißt, John, ich muß Achtung geben und sie nicht zu viel auf einmal essen lassen.“ Hierbei brach die freundliche Frau ein nach ihrer Ansicht kleines Stück des gerösteten Brodes ab und gab es dem Kinde in die verlangenden Hände.

Das kleine Mädchen verschlang das Stück Brod begierig und streckte die Hand nach mehr aus.

Mrs. Chester schüttelte den Kopf und lächelte durch die Thränen, welche ihre Augen füllten. Das Gesicht des Kindes nahm einen Ausdruck sanfter Entsagung an. Sie ließ die Hand sinken, holte tief

Athem, und bemühte sich zufrieden zu sein, aber die großen Augen wanderten wider Willen mit tiefer Sehnsucht nach den Nahrungsmitteln.

„Nein," sagte Chester als Antwort auf den bittenden Blick seiner Frau, „es könnte ihr schaden."

Das kleine Mädchen schloß still die Augen, um die Speisen nicht mehr zu sehen.

„Bist Du schläfrig?" fragte Mrs. Chester.

„Nein," antwortete das Kind fast schluchzend. „Ich will nur lieber nicht dorthin sehen, ich sehne mich sonst nach einen Stück mehr."

Bei diesen Worten strömten die Thränen durch ihre schwarzen Lider und rannen über ihre Wangen.

„Warte nur ein Wenig. In einer Stunde, soll ich eine Stunde sagen, John?" fragte Mrs. Chester voll tiefer Bewegung.

Chester nickte mit dem Kopfe. Er wollte sich in diesem Augenblicke gerade nicht gern auf seine Stimme verlassen.

„Gut," sagte die wohlthätige Frau, „in einer Stunde sollst Du etwas mehr bekommen — vielleicht einen Kuchen und eine Tasse warme Milch."

Das Kind öffnete die Augen und der Blick, der durch die feuchten Lider blitzte, ließ das Herz der Mrs. Chester erbeben.

„Jetzt müssen wir für das kleine Ding eine Art Nest zurecht machen," sagte sie mit freundlicher Stimme, indem sie aufstand. „Warte einmal, das Polster und

die Kissen aus unsrem Bett, eine dicke Decke darunter zusammengelegt, und zwei Stühle als Bettstelle, das wird recht gut gehen. Du weißt, Chester, daß unsere Isabel ein solches Bett jedem andren vorzog, als sie krank war. Möchtest Du wohl so schlafen, mein Kind?"

„Ich weiß es nicht, Madam, ich bin in letzterer Zeit nicht daran gewöhnt, in einem Bett zu schlafen," stammelte das kleine Mädchen, das durch die zarte Freundlichkeit, die man ihm hier zukommen ließ, verwirrt wurde.

„Sie ist nicht daran gewöhnt, in einem Bett zu schlafen!" rief Mrs. Chester, indem sie ihren Mann ansah, „denke Dir nur, wenn unsre Isabel das sagte, Chester!"

Und die freundliche Hausfrau schickte sich mit neuen Thränen in den Augen an, das Aushülfslager zurecht zu machen, daß sie für ihren kleinen, armen Gast ersonnen hatte. Sie ging in das Schlafzimmer, um die Kissen zu holen, das Licht in ihrer Hand warf seine Strahlen auf ein kleines Mädchen, dessen lange, rabenschwarze Locken in dichten Massen auf dem Kopfkissen und ihrem Nachtkleide lagen, und sich unter der Decke verloren. Das Kind mochte ungefähr zehn Jahr alt sein, und man konnte sich nicht leicht etwas Schöneres denken, wie sein holdes, rundes Gesicht. Eine weiche, tiefe Farbe, wie auf der sammtnen Seide einer Pfirsiche bedeckte ihre Wange, die in der Fläche einer

vollen, kleinen Hand ruhte. Ihr Kinn schmückte ein Grübchen und um den hübschen Mund spielte ein sanftes Lächeln, das die Lippen eben nur soweit trennte, wie der zu heiße Sonnenstrahl eine Kirsche spaltet.

„Isabel, Gott behüte das Kind," murmelte Mrs. Chester, indem sie sich über das Kind beugte, und mit der einen Hand höchst sorgfältig unter den schönen Kopf fuhr, damit sich ihre Finger nicht in dem vollen Haar verwickeln und das Kind aufwecken sollten.

Sie nahm leise das Kissen weg, ließ den Kopf leise wieder hinabsinken und schlich sich davon. Das Kind murmelte im Schlafe, und drehte sich langsam um, als es die Veränderung in seiner Lage fühlte. Die eine Hand und ein Theil des Haars fiel über den Rand des Bettes, so daß die Locken halb bis zur Erde herabhingen. Als Mrs. Chester zurückkehrte, fand sie ihr Kind in dieser Lage zum Theil außerhalb des Betts, und mit zurückgeschlagener Decke. Die glückliche Mutter deckte die kleinen, weißen Schultern wieder zu, indem sie Gott murmelnd für die an der schlafenden Gestalt, die sie herzlich küßte, so deutlich sichtbare, rosige Gesundheit dankte.

Das kleine, unglückliche Kind, das ungefähr von gleichem Alter mit ihrer Tochter zu sein schien, saß auf dem Schaukelstuhl, und folgte ihr mit den großen Augen, und mit dem traurigen Lächeln auf den Lippen. Der Gegensatz war zu schneidend — ihr eignes Kind sah an Gesundheit und Schönheit so reich b-

gabt aus — das kleine, heimathslose Wesen hatte so eingefallene Wangen und verständige Augen. Es war ihr in diesem Augenblick, als ob das Geschick dieser beiden Kinder vereint werden würde — als ob sie, die einander so unähnlich waren, den gleichen Pfad verfolgen und mit einander leiden sollten. Es konnte nichts Unwahrscheinlicheres geben, aber es war ein flüchtiger, schmerzlicher Gedanke, den die Mutter nicht von ihrem Herzen abwälzen konnte. Sie athmete einen Augenblick tief und schwer, und setzte sich, die warme Hand Isabel's mit ihren beiden umschließend, nieder, und blickte das fremde Kind wie bezaubert an.

Chester wunderte sich über die Stille und rief seine Frau. Sie kam mit etwas trüber Miene herein, stellte aber aus den Kissen, Decken, und schneeweißen Tüchern in kurzer Zeit ein höchst einladendes Lager in einer Ecke des Zimmers her. Die kleine Fremde sah ihr aufmerksam zu, und ein trauriges Lächeln spielte dabei um ihren Mund.

Mrs. Chester sah, daß das fremde Kind, obgleich es dünn gekleidet war, einen reinlichen Anzug anhatte, und daß ein Paar Risse in ihrem alten Baumwollenrocke sorgfältig ausgebessert waren.

„Wie heißt Du?“ fragte sie, indem sie die Hand des Kindes sanft ergriff, und es in das Schlafzimmer führte, „wir haben Dich noch nicht nach Deinen Namen gefragt, kleines Mädchen.“

„Ich heiße Mary Fuller, Madam,“ antwortete das Kind mit seiner sanften, leisen Stimme.

„Und hast Du noch eine Mutter?“

„Ich weiß es nicht,“ stammelte das Kind, und auf seiner eingefallenen Wange erschien ein rother Fleck.

„Du weißt es nicht!“

„Bitte, fragen Sie mich nicht darum,“ sagte das Kind sanft. „Ich spreche nicht gern von meiner Mutter.“

„Aber Dein Vater?“ fragte Mrs. Chester, welche die Röthe, die so unnatürlich auf dem Gesicht des Kindes geglüht hatte, mit schmerzlicher Bewegung bemerkte, denn es war ihr, als ob eine Leiche erröthet wäre.

„Mein Vater! O, der ist todt.“

Die Farbe verschwand augenblicklich von ihrer Wange, wie wenn man plötzlich ein Feuer auslöscht, und das Kind faltete die Hände in einer Art nachdenklicher Verzückung, als ob die Erwähnung des Namens ihres Vaters ihre Seele zum Verkehr mit dem Todten erhoben hätte.

Mrs. Chester setzte sich vor eine Commode, und suchte in einem Kasten derselben nach einem von Isabel's Nachtkleidern, wobei sie von Zeit zu Zeit nachdenkliche Blicke auf ihren seltsamen Gast warf.

„Komm,“ sagte sie mit sanfter Stimme, nachdem ein Paar Minuten verflossen waren, „ich will Dir

den Rock ausziehen, dann kannst Du beten, und zu Bett gehen."

„Ich habe schon gebetet," antwortete das Kind indem es die Augen mit einem Blicke aufschlug, der Mrs. Chester auf das Tiefste bewegte. „Wenn ich an meinen Vater denke, so spreche ich im Herzen stets Gebete, die er mir gelehrt hat."

„Du hast also Deinen Vater geliebt?"

„Ob ich ihn geliebt habe!" erwiderte das Kind mit einem Blicke rührender Trostlosigkeit. „mein lieber, seliger Vater fragten Sie mich, ob ich ihn geliebt hätte? Wen hätte ich sonst auf der Welt lieben können."

„Deine Mutter," sagte Mrs. Chester.

Der rothe Fleck erschien wieder auf ihrem Gesichte sie senkte den Kopf mit einem tiefen Schmerzensblick, und stammelte:

„Meine Mutter!"

„Nun, armes Kind, ich will Dich heute Abend weiter nichts fragen," sagte Mrs. Chester voll Mitleid über das seltsame Gefühl, über dessen Quelle sie nur Vermuthungen anstellen konnte. „Behalte guten Muth. Du bist fast eine Waise, aber, wie Du weißt, sorgt Gott für die kleinen Waisen."

„O, ja, Gott wird für mich sorgen," antwortete das Kind, indem es die großen Augen mit einem Blicke, der deutlicher wie Worte sagte, „so hülflos und

häßlich ich auch bin," abwärts über ihre Gestalt glei- ten ließ.

„Die Kinder — die hülflosen sind es, die unser Erlöser — kennst Du unsern Erlöser?"

„O, ja, ich kenne ihn."

„Nun, solche kleine, hülflose Geschöpfe wie Du bist, hat unser Erlöser gemeint, als er sagte; ihrer ist das Himmelreich."

„Ja. solche wie ich, Madam."

Das Kind betrachtete wieder seine Gestalt, und warf dann Mrs. Chester einen thränenvollen, demüthigen Blick zu.

Mrs. Chester beugte sich über den Kasten, in welchem sie suchte, um ihre Thränen zu verbergen. Es lag in den Worten und Blicken des Kindes etwas höchst Ausdrucksvolles.

„Als ich hier hereinkam," sagte das Kind, indem es den Blick erhob, und mit einem Ausdruck rühren- der Bewunderung auf die kleine Isabel zeigte. „Als ich hereinkam, dachte ich, daß der Himmel voll solche kleine Kinder wie sie, sein müsse."

„Und warum wie sie?"

„Weil sie in ihrem Schlafe aussieht, wie das Bild, das ich vom Himmel gesehen habe, wo schöne Kinder mit Lockenköpfen, gerade wie sie auf den Wol- ken liegen, und träumen.

„Du glaubst also, daß sie jenen kleinen Engeln ähnlich sieht?" sagte Mrs. Chester, die ein Gefühl

mütterlichen Stolzes nicht unterdrücken konnte, und durch ihre Thränen lächelte, während sie auf die schöne Gestalt ihrer Tochter blickte.

„Ich habe in meinem ganzen Leben auf diesen Bildern kein häßliches kleines Mädchen gesehen, und ich habe doch sehr oft nach einem gesucht," sagte das Kind traurig.

„Ja, aber diese Bilder entsprangen nur aus der Phantasie des Künstlers — sie sind nicht der wirkliche Himmel."

„Ich weiß es, aber die, welche diese Bilder machen, denken gar nicht daran, daß ein kleines Mädchen wie — wie ich, unter den Engeln sein kann."

„Aber ich kann mir sie dort denken," sagte Mrs. Chester, durch die seltsamen Worte des Kindes hingerissen — „vergiß nicht, Kleine, daß Gott nur unsre Seele — den Geist, der uns lieben und denken lehrt, zu sich in den Himmel aufnimmt."

„Ich weiß es," sagte das Mädchen, und schüttelte den Kopf mit trübem Lächeln, „aber sie würde doch alle diese Locken und das Roth auf ihrem Munde nicht gern zurücklassen, nicht wahr?"

Mrs. Chester schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. Das Kind brachte sie mit diesen eigenthümlichen Fragen in Verlegenheit.

„Und ich — ich würde auch meinen Körper nicht gern zurücklassen."

„Wirklich — warum nicht, Kleine?“ fragte Mrs. Chester, erstaunt.

„O meine Seele und dieser arme Körper haben soviel mit einander gelitten,“ antwortete das Kind trübe.

„Das ist höchst seltsam und traurig,“ murmelte Mrs. Chester, tief bewegt. Aber sie schwieg, zog das Kind zu sich, und fing an, sein Kleid aufzumachen. Ein leiser Ausruf des Erstaunens und des Mitleids entschlüpfte ihren Lippen, als sie ihr den Rock auszog und bemerkte, daß das Kind sonst weiter nichts anhatte.

„O, das ist wirkliches Elend,“ sagte sie, und bedeckte ihre Augen mit der Hand, als sich die kleine Mary niederkauerte, und das Nachtkleid anzog. „Wie, wenn sie, mein Kind, ein solches Schicksal haben sollte — und Mrs. Chester ging, ihre Thränen trocknend, zu dem Bett, und bedeckte die kleine Isabel mit Küssen.

Das fremde Kind stand in seinem langen Nachtkleide daneben. Ein Lächeln inniger Freude spielte um seinen Mund, während es versuchte, den gefältelten Kragen mit den blassen Händchen um Hals und Brust zu ordnen. Sie trat zu Mrs. Chester, ergriff ihr Kleid und sah ihr verlangend in das Gesicht. Mrs. Chester wendete den Kopf hinweg. Ihre Lippen zitterten noch von den Liebkosungen, die sie ihrem Kinde erwiesen hatte, und es war ihr, als ob ihr diese großen Augen Vorwürfe machten.

„Du frierst," sagte sie, indem sie auf das Kind herabblickte.

„Nein, Madam."

„Nun, was willst Du denn, — die Milch, die ich Dir versprochen habe?"

„Nein, das nicht. Ich will gern die Milch aufgeben, wenn Sie nur — nur —"

„Nur was, Kind?"

„Wenn Sie meine Stirn nur ein einziges Mal so küssen wollten, wie die ihrige," antwortete das Kind. Sie warf ihr noch einen sehnsüchtigen Blick zu, und dann sank ihr Kopf auf ihre Brust. Sie schien von ihrer eignen Kühnheit ganz und gar überwältigt zu sein.

Mrs. Chester betrachtete sie mit stummer Verwunderung. Es lag in der Bitte etwas, das sie erschreckte, und schmerzlich berührte. Da stand eine arme, unglückliche Waise, und flehte mit unaussprechlich trostloser Stimme, nur um ein Paar Augenblicke der Liebe, die sie so reichlich an ein andres Kind verschwenden sah. Ihr Schweigen schien das kleine Mädchen mit Schrecken zu erfüllen. Sie schlug die Augen mit einem Blicke bescheidener Entschuldigung auf und sagte:

„Seit mein Vater gestorben ist, hat mich Niemand geküßt."

Mrs. Chester überwand den Widerwillen, der sich trotz ihrem Bemühen in ihrem Herzen erhob, wenn sie daran dachte, daß sie die noch von dem rosigen Munde

ihres Kindes warmen Lippen durch die Berührung von etwas weniger Theueren erkälten solle, beugte sich nieder, und drückte einen bebenden Kuß auf die erhobene Stirn der kleinen Fremden.

Mary holte schwer Athem, ihr Gesicht nahm einen Ausdruck unbeschreiblichen Entzückens an, sie reichte Mrs. Chester die Hand, und ließ sich zu dem hübschen Lager führen, das in einer Ecke des Vorzimmers so verlockend zubereitet worden war.

Viertes Kapitel.

Die nächtliche Berathung.

Chester saß am Feuer, und sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an — er sann über die Ereignisse des Abends nach, und seine Gedanken kehrten wider Willen fortwährend zu der Unterhaltung zurück, die er mit dem Mayor gehabt hatte. Er fand, wie die meisten hitzigen Menschen, als er seine Worte noch einmal überlegte, in ihnen vieles, was er bedauern mußte. Seine Absicht war gut gewesen, aber er mußte sich trotzdem gestehen, daß sein Eintritt in das Haus des Mayor's seltsam, und seine Worte unklug geschienen haben dürften. Sie waren allerdings durch die Veranlassung vollkommen gerechtfertigt. Aber Chester fühlte doch, daß er sich Jemand zum Feinde gemacht habe, der die Macht besaß, ihm großen Schaden zu thun, und dieser Gedanke verlieh seinen Zügen einen ernsten Ausdruck.

Jane Chester hatte ihre kleine Pflegebefohlene zu Bette gebracht. Jetzt rückte sie einen Stuhl neben ihren Mann, und legte ihre Hand auf die seine.

„Du bist müde, John," sagte sie. „Du scheinst erschöpft zu sein. Ist etwas Unrechtes geschehen, weil Du so ernsthaft aussiehst?"

„Ich fürchte, Jane," sagte Chester, indem er die Augen mit einem Blicke zärtlicher Besorgniß auf das gutmüthige Gesicht seiner Frau richtete, „ich fürchte, ich habe heut Abend nicht sehr klug gehandelt — ich habe mir vielleicht durch ein Paar unbesonnene Worte einen Feind gemacht."

„Einen Feind, und wen?" fragte die Frau, die, wie immer, mit Herz und Seele auf Alles einging, was ihren Mann beunruhigte.

Als Chester ihren ängstlichen Blick sah, erzählte er ihr sein Zusammentreffen mit dem Mayor und die unbesonnenen Worte, welche er in Bezug auf das kleine Mädchen gebraucht hatte. Während Jane Chester zuhörte, wich der besorgte Ausdruck in ihrem Gesicht der Gluth edler Entrüstung.

„Nun, was hättest Du denn mit dem armen, kleinen Geschöpf in diesem furchtbaren Zustand, und wo das Wachhaus so weit entfernt war, anfangen sollen. Der Mayor hat gewiß Alles verdient, was Du gesagt hast, und noch mehr — das muß er wissen und es gern vergessen."

„Ich weiß doch nicht," sagte Chester nachdenklich.

„Ich traue ihm eher alles Andere zu, als eine offene und ehrliche Empfindung des Verzeihens.“

„Nun,“ erwiederte Jane Chester hoffnungsvoll, „wir dürfen dem Unglück nicht auf solche Weise vorgreifen. Wenn der Mayor auch noch so zornig ist, so hat er doch in Wirklichkeit nicht die Macht, uns Böses zuzufügen, Du kannst nur wegen schlechter Aufführung entlassen werden, und in dieser Beziehung sind wir, wie Du weißt, im Stande, ihm Trotz zu bieten.“

Chester lächelte, aber mehr über das Vertrauen und die hohe Liebe, welche in dem Gesicht seiner Frau leuchtete, als weil ihn ihre Worte mit Vertrauen erfüllt hatten, sein Geist war durch dieses kurze, vertrauliche Gespräch erleichtert worden, und er bemühte sich, wieder heiter zu sein.

Mrs. Chester drehte sich um, und schaute nach dem Bett, wo ihr kleiner Gast still und allem Anscheine nach schlafend lag. Sie sah in ihrem schneeweißen Kleide und dem Mützchen von getupften Mousselin, dessen Besatz von wohlfeilen Spitzen sich weich um die hohe Stirn und die eingefallenen Schläfe legte, so behaglich aus, daß Mrs. Chester ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Wie ruhig sie aussieht,“ murmelte die glückliche Frau, indem sie ihrem Manne die Hand drückte, und so seine Aufmerksamkeit auf das kleine Bett lenkte. „Hast Du jemals in Deinem Leben eine solche Veränderung gesehen?“

„Sie schläft sehr ruhig, und sieht jetzt, wo sie still und behaglich ist, fast hübsch aus. Freut es Dich, daß ich sie mit nach Hause gebracht habe, Jane?“

„Ob es mich freut, nun ja, natürlicherweise freut es mich, aber, dies ist immer nur auf eine Nacht, John, was wird morgen aus ihr werden?“ und Mrs. Chester sah ihrem Manne mit einer flehenden Innigkeit in's Gesicht, als ob sie etwas auf dem Herzen habe, was er vielleicht nicht ganz billigen werde.

„Ich weiß es — das war es zum Theil auch, was mich eben jetzt ein Wenig niedergeschlagen machte. Es wird ihr morgen sehr schwer fallen fort zu gehen. Sie wird es sehr schmerzlich fühlen, nachdem Du es ihr so bequem und heimlich gemacht hast.“

„Aber warum wollen wir sie fortschicken?“ fragte Mrs. Chester leise, wie als ob sie etwas sehr Unrechtes vorschlüge, nur daß ihre Augen vor Freundlichkeit überflossen, und in dem Lächeln, womit sie seinen überraschten Blick beantwortete — einem Lächeln kühnen Wohlwollens, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, lag eine Welt von sanfter Ueberredung.

„Wenn wir es durchführen könnten,“ sagte Chester seufzend, „aber nein — nein, Jane, wir dürfen daran nicht denken, bedenke, daß ich noch Schulden habe. Wir wollen erst gerecht sein, ehe wir wohlthätig sind. Wir haben kein Recht, etwas zu verschenken, so lange wir Jemand einen Cent schuldig sind, der noch nicht verdient ist.“

Das Lächeln verschwand von dem schönen Gesicht Jane Chester's — sie seufzte und schaute ernst in das Feuer; diese Ansicht von der Sache schlug ihren Muth nieder. Nach kurzer Zeit erheiterte sich ihr Gesicht von Neuem.

„Nun, John, ich glaube, Du hast Recht, aber wie ist es denn, wenn ich es möglich mache, das Kind zu behalten, und am Ende der Woche gerade so viel wie gewöhnlich zu sparen! Siehst Du, dann würde es ein kleines Almosen von mir sein."

„Aber wie kannst Du das einrichten, Jane?"

„Nun, versprich mir, daß Du mir meinen Willen lassen willst — versprich mir nur das, ehe wir noch einen weiteren Schritt thun — ich werde es durchsetzen, das sollst Du sehen."

Chester schüttelte den Kopf, und wollte eben reden, aber seine Frau erhob sich jetzt, halb auf seinen Stuhl gestützt, ihr Arm legte sich um seinen Nacken, die rothen Lippen neigten sich dicht an seine Wange, sie erhob die einzige, noch freie Hand, und legte ihm die Finger derselben auf den Mund.

„Kein Wort, John, kein einziges Wort, versprich mir nur, daß ich meinen Willen haben soll — ich will es — Du weißt es recht gut!"

„Nun," sagte Chester lachend, indem er versuchte, durch die Finger zu sprechen, die seine Lippen festhielten, „nun, fahre fort — ich verspreche es — raube mir nur den Athem nicht ganz!"

„Schön,“ sagte Jane Chester, indem sie die Hand zurückzog, und sie mit der andren umschloß, die über seine Schulter fiel, „jetzt sollst Du es hören — Du weißt, daß ich bei der Kleinheit unserer Familie sehr viel Zeit übrig habe.“

„Davon weiß ich gar nichts, Jane — Du arbeitest fortwährend.“

„O ja, ich steppe Deine Oberhemden in so feine Falten, daß sie kein Mensch sehen kann, ich fältle die Höschen Isabel's und stricke Spitzen zum Besetzen von Morgenröcken und Kleidern — aber was macht das aus?“

„Nun, nichts weiter, als daß Du und Isabel damit so hübsch und fein aussehet.“

„Ganz schön, aber trägt alles dieses Steppen und dergleichen mehr zur Bezahlung Deiner Schulden bei?“

„Nein, vielleicht nicht, aber dann gefällt es mir — es läßt uns in der Welt wohlgekleidet erscheinen, und —“

„Schmeichelt Deinem Stolz ein Wenig, nicht wahr?“ fiel ihm Mrs. Chester in das Wort. „Gut, es soll nicht allein meine Wohlthätigkeit sein. Du und Isabel sollt helfen — wir wollen das kleine Mädchen alle zusammen adoptiren.“

„Aber, wo willst Du hinaus, was hast Du vor?“

„Nun, so höre — wir müssen uns ohne die ganze

Extraarbeit behelfen, die mich so sehr beschäftigt, Du wirst Dich mit reiner, weißer Wäsche begnügen, und Isabel's Röcke und Kleider sollen weniger Ausputz bekommen — Du weißt, sie ist ohnedies hübsch genug — dann werde ich Nätherei annehmen und genug verdienen, um das zu bestreiten, was das arme, kleine Geschöpf essen wird. Vielleicht kann sie ein Wenig nähen, auf jeden Fall wird sie und Isabel im Hause nützlich sein, und mir Zeit übrig lassen. Siehst Du, ist mein Plan nicht gut? Am Ende werde ich so ziemlich nur eben so viel arbeiten, wie vorher. Du und Isabel, Ihr werdet allein Opfer bringen."

„Ich fürchte, so wird es nicht sein," antwortete Chester, indem er seine Frau an sich zog, und ihre Stirn küßte, „aber wir werden doch einige bringen, denn ich habe oft daran gedacht, wie fürchterlich es sein würde, wenn Du — die Du so schön und gut erzogen bist — von einem Laden zum anderen gehen, und nach Arbeit fragen müßtest, und ich habe vielleicht mit einigem Stolz gefühlt, daß Du, so lange ich lebe, nie dazu kommen würdest."

„Aber," sagte Mrs. Chester lebhaft, „wenn wir kein andres Mittel hätten — wenn Isabel um Brod weinte, dann würdest Du nichts dagegen haben — dann würdest Du dieses Gefühl des Stolzes verbannen — denn am Ende ist es doch nur das."

„Nein, es ist etwas mehr wie Stolz, Jane," erwiederte Chester zärtlich. „Es macht mir Freude, zu

fühlen, daß meine Kraft allein Dir jede Bequemlichkeit verschafft, daß ich mit Leib und Seele Dein Beschützer bin. Wenn ich es durchsetzen könnte, so solltest Du diese Hände nie wieder mit Arbeit beflecken!"

Mrs. Chester erhob die Hand, welche sie umschlossen hielt, an ihre Lippen, und ihre Augen leuchteten trotz der Thränen, die in ihnen standen, voll Entzücken.

„Ich weiß das Alles, John, und ich liebe Dich darum! O, wie zärtlich, aber, es ist doch Unrecht — sehr, sehr erfreulich, aber dennoch Unrecht."

„Warum unrecht, Jane? Das kann ich nicht einsehen!"

„Unrecht — nun, weil es mich, wenn ich Deine Zärtlichkeit benutzen wollte, zu einer sehr unnützen, müssigen Person machen würde."

„Das würdest Du nie werden, Jane."

„Nein, ich würde nicht eine jener nutzlosen Drohnen in dem großen Bienenstocke des menschlichen Lebens werden wollen, die bequem von den Anstrengungen ihres Mannes leben, und ihn zum Sclaven launischer Bedürfnisse machen, die sich ohne den Gedanken, daß es vornehm und weiblich ist, nutzlos zu sein, niemals ergeben würden. Ich wünsche eine Frau, eine Gefährtin, eine Helferin meines Gatten zu sein."

„Und dies Alles und noch mehr bist Du," sagte Chester mit einem entzückten Blicke auf ihr belebtes

Gesicht, „Gott segne Dich, Jane, denn Du bist mir eine wackre, treue Gattin gewesen.“

„Nun, sieh, deshalb will ich jetzt meinen Willen haben. Ich werde mir ganz und gar nichts daraus machen, nach Arbeit zu fragen, wenn es für dieses arme Kind ist.“

„Aber die Kaufleute werden nicht wissen, warum Du es thust.“

„Ei, was brauche ich mich um sie zu kümmern?“

„Sie werden denken, daß Du einen sehr verschwenderischen, oder vielleicht gar liederlichen Mann hättest, der Dich zwingt, bei ihnen um Arbeit zu betteln.“

„Nein — nein, dieses Elend steht nicht in meinem Gesicht geschrieben, John, das werden sie nie von mir denken.“

„Oder vielleicht, daß Du eine Witwe wärest,“ antwortete Chester mit einem gezwungenen Lächeln.

„Sprich nicht so,“ und die Augen der Mrs. Chester füllten sich mit Thränen. — „Eine Witwe — Deine Witwe, das könnte ich nicht überleben. Das Herz steht mir schon bei dem Gedanken still. Mit Dir vereint kann ich Alles — aber allein — eine Witwe, John, sprich dieses Wort nie wieder aus!“

Chester zog den Kopf seiner Frau herauf und küßte sie zärtlich auf die Wange, indem er ihre glänzenden Flechten streichelte.

„Ei, Du solltest es lernen, von diesen Dingen

ohne so großes Entsetzen zu reden, Jane," sagte er mit zärtlicher, aber doch trauriger Stimme, als ob eine unüberwindliche Ahnung auf ihm laste.

„Nein — nein — ich kann es nicht! Sprich von etwas Anderem, John, von dem kleinen Mädchen, wir haben es vergessen.

Die beiden Gatten blickten nach dem Lager. Mary hatte sich halb erhoben, und sah sie, auf das Kissen gestützt, mit den großen, leuchtenden Augen aufmerksam an.

„Wir haben sie gestört!" sagte Jane Chester. „Wie munter sie ist." Und hierbei trat sie an das Lager.

„Ich konnte mich nicht enthalten zuzuhören," sagte das Kind, indem es auf das Lager zurücksank, als Jane herankam. „Und ich wollte auch etwas sagen. Ich kann recht gut nähen und aufwaschen und kehren und noch vieles Andere — wenn Sie mich nur dableiben lassen."

„Du sollst dableiben. — Jetzt schlafe — Du sollst dableiben. Nicht wahr, John," sagte Mrs. Chester zu ihrem Manne.

„Ja," antwortete Chester, „das Kind soll bei uns bleiben, laß es schlafen gehen."

Chester, seine Frau, die kleine Isabel und die Waise schlummerten an jenem Abend sanft, und hatten köstliche, freundliche Träume. Wenn man sie unter ihrem niedren Dache hätte schlafen, und auf ihren

Kissen ruhig lächeln sehen, so würde man haben glauben können, daß jene kleinen Gemächer von unsichtbaren Engeln angefüllt seien — von Geistern aus dem Paradiese, die herabgestiegen wären, um die Wohnung des Armen zu einem kleinen Paradiese zu machen. Ja, ich bin nicht ganz überzeugt, daß der Gedanke nichts wie eine Phantasie gewesen wäre — denn die Liebe, jener köstliche Geist des Himmels, war dort, und welches herrliche Gefolge bringt sie stets mit! Man spreche nicht davon, daß man sein Brod in das Wasser werfen und warten soll, bis es nach vielen Tagen wieder heraufkommt — ei, schon der Genuß, daß man das Brod, welches man mit seiner eigenen Kraft verdient hat, auf die klaren Wogen der Menschlichkeit schleudert, ist Belohnung genug für das echte Herz.

Fünftes Kapitel.

Der Mayor und der Alderman.

Chester hatte etwas bei dem Polizeihauptmann zu thun, und trat auf seinem Wege nach dem Bureau dieses Beamten gegen neun Uhr des folgenden Morgens, nach seinem Abenteuer mit der Waise, durch den südlichen Eingang in den Park. Im nämlichen Augenblick kam Se. Ehren, der Mayor, durch ein Thor an der Ecke von Chambers-Street und schritt mit ruhiger, stattlicher Bedächtigkeit auf das Rathhaus zu. Es konnte nichts Zierlicheres oder Vollkommneres geben, wie den äußeren Menschen, den Se. Ehren dem Blicke seiner Wähler darbot. Seine Füße wurden von enganliegenden, vorn abgestumpften Stiefeln von der zierlichsten Arbeit umschlossen. Kein Fleckchen trübte ihre Politur, selbst der Staub und Schmutz, der sich behaglich an die Kleidung der gewöhnlichen, warmherzigen Menschen ansetzt, schien er-

kältet und abgestoßen vor der fleckenlosen Kälte zurückzubeben, die den Mayor von New-York wie eine Atmosphäre umgab; die Wolle auf seinem Hute lag glatt und glänzend wie Atlas da, sie war so tief und sorgsam niedergebürstet, daß es aussah, als ob sich ein Wirbelwind vergebens bemüht haben würde, den Filz in Unordnung zu bringen. Sein schwarzer Rock, die Atlasweste und die gefältete Wäsche boten der Wintersonne eine glatte, tadellose Oberfläche dar. Seine schwarzen Handschuhe — es giebt in New-York sehr viele öffentliche Leichenbegängnisse und die Stadt liefert dem Rathe Trauerhandschuhe — seine schwarzen Handschuhe waren fest zugeknöpft und über denselben lagen die sorgsam über die Aermel zurückgeschlagenen, schneeweißen Manschetten, und seine rechte Hand hielt einen unelastisch aussehenden Stock, der ein integrirender Theil des Mannes zu sein schien.

Der Mayor gewährte ein erhabenes Bild der Amtswürde, während er an jenem Morgen durch den Park schritt. In seinen Zügen lag ein Ausdruck milder Höflichkeit, seine geringste Bewegung drückte auf das Feinste alle Schicklichkeit des Lebens aus. Es fehlte nichts, was Popularität verschaffen kann, außer Herz und Grundsätzen, aber dieser Mangel muß, wenn er einen Menschen auch nicht geradezu unpopulär macht, doch jeden Enthusiasmus für ihn erkälten.

Man muß erst Feuer in sich selbst haben, ehe man die Electricität erwecken kann, die das große

Volksherz entzündet. Unser Mayor wurde trotz seiner Zierlichkeit — trotz aller seiner glatten, schlauen Bemühungen allgemein mit Gleichgültigkeit betrachtet. Er wurde weder hinlänglich gehaßt noch geliebt, als daß das Volk viel von ihm gewußt, oder sich um ihn gekümmert hätte. Der vollkommenste Heuchler hätte den Menschen keine vollkommnere Oberfläche darbieten können. Und doch konnte dieser Mensch hassen wie ein Indianer, und stechen wie eine Natter. Wer ihn gesehen hätte, als er Chester im Park begegnete, würde hieran nicht gezweifelt haben. Seine Augen zeigten ein Funkeln, das nicht zu verkennen war. Im Verlauf des Augenblicks, wo er Chester um die Ecke des Rathhauses biegen sah, erschien dieses Blitzen und verschwand wieder, so daß sein Gesicht so unbewegt wie vorher war, aber er lächelte fast, als der Polizeidiener näher kam.

„Und wie befindet sich Ihr kleiner Schützling heute früh?" fragte Se. Ehren, indem er auf dem Wege stehen blieb, wo er nach dem hinteren Eingange des Rathhauses abbog. „Ich hoffe besser?"

„O, ja, Sir, viel besser," antwortete Chester mit freudiger Wärme. „Ich danke Ew. Ehren für die Nachfrage."

„Sie gehen vermuthlich zu dem Vorsteher des Armenhauses," fuhr der Mayor mit einem Blicke auf das alte Gebäude fort, das sich die Chambers-Street

entlang zog, und wo sich viele öffentliche Bureaus befanden, „sie wird in Bellevue gut aufgehoben sein."

Chester erröthete, wie wenn er ein Verbrechen eingestände und antwortete verlegen, daß das kleine Mädchen wenigstens vor der Hand bei ihm bleiben werde.

Der Mayor sah aus, wie wenn ihn die Antwort vollkommen befriedige, verbeugte sich und ging weiter. Während er die Treppe hinauf und durch den Saal schritt, begrüßte er von Zeit zu Zeit einen Advocaten, der mit einer Last in Kalbleder gebundener Bücher, die er prahlerisch unter dem Arme trug, vorüberschritt, und blieb ein Paar Mal stehen, um einige Worte mit einem Straßeninspector oder kleinen Beamten, welche die dünnen Dräthe seiner politischen Maschinerie bildeten, zu reden.

Der Mayor verbrachte eine halbe Stunde in seinem Privatbureau, wo er sich mit seinem ersten Schreiber einschloß, der über Nacht damit beschäftigt gewesen war, eine Rede auszuarbeiten, die Se. Ehren am folgenden Tage vor einigen angesehenen Gästen der Stadt halten sollte. In dieser Beziehung war der hohe Beamte sehr schwer zu befriedigen, da er hochtrabende Worte und poetische Gedanken liebte, sie aber seinem Gedächtniß nur mit großer Mühe einprägen konnte.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Schreiber Wunder gethan. Se. Ehren nahm eine Abschrift zum

Studium in die Hand und ließ sich, mit dem Manuscript vor sich, auf den großen Lehnstuhl seines Privatzimmers nieder, wie wenn er eifrig mit einer wichtigen Prozeßsache beschäftigt wäre. Hier machte er sich an die schwere Aufgabe, die Gedanken eines höher gebildeten Geistes seinem unfruchtbaren Gehirn einzuprägen. Während er hiermit beschäftigt war, trat ein Mann mit gutmüthiger, geschäftiger Miene ein, und warf sich auf einen Stuhl am Feuer, nachdem er dem Mayor im Vorübergehen nachläßig die Hand geschüttelt hatte, als ob er zu jeder Zeit eines freundlichen Empfangs gewiß sei.

„Sie sind wohl wieder damit beschäftigt, einen Antrag zu entwerfen," bemerkte der Besucher mit einem Blicke auf das Manuscript in der Hand Sr. Ehren.

Der Mayor legte seine ungelernte Rede zusammen, drehte sich ruhig auf seinem Stuhle um und fing ein gleichgültiges Gespräch über städtische Angelegenheiten mit diesem Manne an, wobei er auf Umwegen dem Gegenstande, der ihm am Herzen lag, näher kam, so, daß er sich ganz zufällig zu ergeben schien.

„Da wir eben von Polizeidienern sprechen," sagte der Mayor, „so will ich gleich bemerken, in unserm Viertel ist einer darunter, von dem ich in neuerer Zeit viel gehört habe — ein großer Bursche von feinem Aussehen — ich glaube er heißt Chester. Wissen Sie vielleicht zufällig etwas von ihm?"

„Chester — Chester — ja, ich glaube es wohl. Ein Bursche, der wie ein Prediger lies't und wie ein Kalligraph schreibt. Er ist ein wahres Unglück für das Viertel. Sie haben keinen Begriff davon, welches Unheil er mit seinem gentlemänischen Wesen anrichtet."

„Wie! Ist er ein starker Politiker?"

„Ich weiß es kaum, aber er gehört nicht zu uns, so viel steht fest."

„Der Bursche sollte beseitigt werden — wir sind es der Partei schuldig," sagte der Mayor, „mich wundert, daß noch keine Klage gegen ihn erhoben worden ist."

„Es haben ihm eine Menge von den Unsrigen auf den Dienst gepaßt, aber er ist nicht zu fangen, er kennt das ganze Reglement und lebt darnach. Er trinkt niemals — ist jederzeit ehrerbietig — erscheint in seinem Revier pünktlich wie eine Uhr. Kurz es ist ein hoffnungsloser Fall."

„Dann muß es ein seltsamer sein," sagte der Mayor mit bedeutungsvollem Lächeln. „Haben Sie keinen guten Freund, dem die Stelle gelegen käme?"

„O, ja — einen, dem ich ein halbes Versprechen gegeben habe, aber wir können diesem Chester nicht beikommen. Er wird uns entschlüpfen, verlassen Sie sich darauf."

„Vielleicht auch nicht. Lassen Sie Ihren Freund, der auf die Stelle wartet, wachsam bleiben. Wenn

er scharfe Augen hat, so wird sein Zeugniß bei mir Berücksichtigung finden."

Unser Alderman sah den Mayor scharf an, da er einigermaßen zweifelte, ob er die ganze Bedeutung verstehe, die mehr in dem Blicke, wie in den Worten dieses Ehrenmannes lag, der seine Verlegenheit bemerkte und fortfuhr:

„Mein lieber Freund, Sie wissen, wie weit ich gehen würde, um Ihnen gefällig zu sein, aber es muß ein Beweis da sein — irgend etwas und wenn es auch noch so unbedeutend wäre — Sie verstehen — was leicht gegen Jeden aufzufinden ist."

Der Mayor sah an dem Lächeln, das um die Lippen seines Freundes spielte, daß er endlich verstanden wurde.

„Sie wissen, daß meine Entscheidung unwiderruflich ist," setzte er lächelnd hinzu, „und ich entscheide allein."

„Ich verstehe," antwortete der Alderman aufstehend und sich die Hände reibend, „das ist sehr freundlich von Ihnen, wirklich sehr freundlich und ich werde es nicht vergessen."

„Ich denke, Ihr Freund kann sicher auf die Stelle rechnen," lautete die freundschaftliche Antwort. „Sie wissen, daß es unsre Pflicht ist, diese Leute scharf zu beobachten. Ich denke, Ihr Freund kann sich für geborgen halten."

„O, daran zweifle ich nicht, da wir jetzt einen Freund bei Hofe haben.“

„O, kein Wort davon,“ sagte der Mayor, indem er tadelnd die Hand erhob. „Es muß Alles in der Ordnung und regelrecht geschehen, wie Sie wissen.“

Der Mayor lächelte, während sein Freund laut lachte und dabei fortwährend wiederholte — „o, ja, regelrecht — regelrecht.“ Und der entzückte Alderman, dem daran lag, sein neues Unternehmen zu beginnen, verabschiedete sich und stolzirte mit einer solchen Uebertreibung seiner vorherigen, wichtigen Miene durch das Vorzimmer, daß es die Schreiber mit Verwunderung erfüllte.

Der Mayor sah ihm mit sanftem Lächeln nach, aber als ihm der ehrenwerthe Beamte ganz aus den Augen war, verwandelte sich das Lächeln in ein höhnisches Grinsen und er murmelte vor sich hin — „der aufgeblasene Dummkopf, er ist so leicht zu bearbeiten, daß es Einem kaum Vergnügen macht, ihn zu benutzen.“

Nach diesen charakteristischen Worten wendete sich der hochherzige Mayor wieder zu seinem Manuscript und gab sich der Ueberzeugung hin, daß die Dräthe, die er in Bewegung gesetzt hatte, nicht eher aufhören würden zu vibriren, als bis der arme Chester ruinirt war.

Sechstes Kapitel.

Das Complott in der Branntweinschenke.

Die Nacht war wieder bitter kalt. Es hatte zwei Tage stürmisch gehagelt und geregnet und jetzt kam ein scharfer Frost, der das Pflaster, die Bäume und die Dächer in Eis hüllte.

Chester machte seine Runde wie an dem ersten Abend, wo wir ihn dem Leser vorgeführt haben. Er blieb von Zeit zu Zeit stehen, um die zarten Eisgebilde zu betrachten, die in zackigen Massen von den Dachrinnen herabhingen, oder auf den Randsteinen wellenförmig gefroren waren oder zu den hohen Bäumen aufzublicken, die von Licht zu triefen schienen, wenn der Mondschein über sie strömte, während das Gas der Straßenlaternen goldne Strahlen durch die niedrigen Aeste und auf die funkelnden Stämme warf.

So schneidend kalt die Nacht auch war, konnte Chester doch dem feinen Gefühl für das Schöne nicht widerstehen, welches so neue und malerische Gegen-

stände in seinem lebhaften Geiste erregen mußten. Es lag etwas so rein Ideales in den massiven, ihrer Blätter beraubten und von dem crystallenen Schaum niedergezogenen Aesten, wenn sie langsam vom Winde hin- und hergeweht wurden und der Mondschein in allen Richtungen durch sie strömte, daß selbst ein stumpfsinnigerer Mensch, wie Chester, hätte stehen bleiben und sie bewundern müssen.

Chester konnte durch die funkelnde Allee — in dem ganzen District der Reichen standen hohe, zahlreiche Bäume — die hellen Wintersterne schimmern und den weitausgestreckten, tiefblauen Himmel schlummern sehen, während er mit verschlungenen Armen und nach Oben gerichteten Augen die Straßen entlang schritt und für den Augenblick vergaß, daß die Nacht so kalt und sein Körper noch zu schwach war, als daß er ihn hätte unnöthigerweise der Witterung aussetzen sollen.

Chester mußte auf seinem Wege nach dem District der Armen an einer der alten, majestätischen Ulmen vorüber, die von unsern Vorfahren gepflanzt worden und noch hier und da einzeln in der großen Stadt zu finden sind. Diese Ulme stand an einer Ecke und unter ihren großen, herabhängenden Aesten entweihte ein kleiner Branntweinladen den Boden, welcher dem schönen, alten Waldbaum Nahrung gab. Dies war der erbärmliche Gegenstand, auf welchen Chester's Blick fiel, als er die Augen mit Widerstreben von den lan-

gen, geneigten Aesten abwendete, die wie mit diamantnen Früchten beladen, vor den trüben, schmutzigen Fenstern blitzten und schwankten.

Die Schenke schien gefüllt zu sein, denn er konnte hinter den trüben Fenstern die Schatten mehrerer Männer hin- und hergehen sehen, und als sich die Thür öffnete und einer Frau mit einem kleinen Kruge in der Hand den Ausgang gestattete, bemerkte er, daß noch viele Andere in dem Gebäude zurückblieben. Es lag etwas Erschreckendes in dem Gegensatze zwischen der erhabenen Schönheit des Himmels und der Lasterhöhle unter demselben, und Chester blieb stehen, um sie zu betrachten und sann im Geiste darüber nach, wie es zugehe, daß Menschen, die in anderen Beziehungen so redlich und ehrenhaft waren, so abgestumpft gegen jedes Gefühl der Menschlichkeit werden konnten, daß sie das schändliche Gewerbe gestatteten, welches die alte Ulme, die sich so edel und stolz zum Himmel erhob, beschatten mußte.

Während diese Gedanken seinen Geist erfüllten, kamen zwei Männer Arm in Arm aus der Schenke und an dem Orte vorüber, wo er stand. Einer derselben sah ihm scharf in's Gesicht, als er vorüberging, aber Chester beachtete ihn kaum und blieb wie vorher mit beschäftigtem Geiste stehen.

„Er ist es!“ sagte der Eine zu seinem Begleiter, „und er schaut nach der Ecke, als ob es gar nicht schwer sein könnte, ihn hineinzubringen.“

„Still! Er wird es hören," antwortete der Andere. „Wir wollen um die Ecke gehen und von der andern Seite hereinkommen, er wird uns nicht wieder erkennen!"

„Wenn wir ihn nur erst einmal so lange hinein hätten, daß er nur ein einziges Glas kostete, das würde ihm den Garaus machen," lautete die Antwort. „Geh' langsamer und laß uns die Sache besprechen. Jones wird mit uns durch dick und dünn gehen, denn der Bursche hat seinem Geschäft nicht wenig geschadet, einer großen Anzahl seiner besten Kunden das Trinken abgewöhnt und Andere überredet, wegzubleiben. Wir werden Jones zu Allen bereit finden."

Die beiden Männer gingen weiter, indem sie sich auf dem schlüpfrigen Trottoir forttasteten und sich eifrig unterhielten, bis sie wieder an die Branntweinschenke geriethen.

Chester stand noch an seinem alten Platze und sann über die Gedanken voll Entzücken und Schmerz nach, welche ihm der Ort an diesem Abend mit mehr wie gewöhnlicher Kraft aufgedrängt hatte, die Schenke war zwei bis drei Mal geöffnet worden, während er dastand, und als die beiden Männer hineingingen, sah er es, ohne sie genau zu beobachten.

Endlich stand er im Begriff, weiter zu gehen, als die Schenke, die bis dahin außerordentlich ruhig gewesen war, plötzlich der Schauplatz eines seltsamen Lärms wurde. Drei bis vier Personen verließen die-

selbe schnell und so oft sich die Thüre öffnete, um Jemand herauszulassen, drang der Schall lauter, zorniger Stimmen zu ihm. Nach ein paar Minuten kam ein kleiner Knabe, der vor Hast und Furcht ganz außer sich zu sein schien, über die Straße zu ihm gelaufen.

„O! Sie sind ein Polizeidiener, Sir, wie freut mich das, bitte, kommen Sie mit!“ rief er, indem er Chester's Mantel erfaßte. „Sie zanken sich — dort drin streiten sich zwei Männer, der eine hat ein Messer gezogen.“

Chester eilte über die Straße, denn die zornigen Stimmen wurden immer lauter, und es schien wirklich, als ob eine Gefahr drohe. Er trat in die Schenke und fand zu seinem Erstaunen nur zwei Personen außer dem Wirthe, der mit verschlungenen Armen hinter einem kleinen, wie Marmor gemalten Schenktische stand und sich augenscheinlich an dem Streite ergötzte, der, wie es schien, mit einiger Hitze zwischen seinen Gästen geführt wurde, denn als einer von den Männern bei dem Zanke gegen den Schenktisch geworfen wurde, hielt er nur den Arm vor zwei bis drei halb leere Gläser und sagte ihnen lachend, sie möchten doch ihren besten Freunden nichts thun. Dann lehnte er sich wieder mit halben Leibe auf den Tisch und schien mit Herz und Seele auf den Streit einzugehen.

„Nun, nun,“ sagte der Wirth, der sich aufrichtete, als Chester hereinkam, „jetzt ist es genug — da

kommt die Polizei. Hört auf, hört alle Beide auf. Gebt Euch die Hände und trinkt Eins — das ist die Art, wie man solche kleine Geschichten abmacht. Kommen Sie, Herr Polizeidiener, helfen Sie mir diese beiden Hitzköpfe beruhigen, was meinen Sie zu einem Glas Grog für Alle?"

„Das wäre das Letzte, was ich empfehlen würde," sagte Chester in seinem gewöhnlichen, sanften, anständigen Tone. „Ich zweifle nicht, daß die beiden Männer der Vernunft Gehör schenken werden, ohne ihr Blut noch mehr durch hitzige Getränke zu entzünden."

„Durch mehr hitzige Getränke!" rief Einer von den Männern, roh lachend, indem er seinen Gegner spielend von sich stieß, „ei, wir haben noch keinen Tropfen getrunken. Es war der Durst, nichts wie der Durst, der uns Beide so wild gemacht hat. Komm, Smith, wir wollen eins trinken und uns versöhnen."

Der so Angeredete erhob sich von dem Fasse, gegen welches er geschleudert worden war und nahm die Hand, welche ihm sein Gegner darbot.

Chester sah, daß der Streit, wenn er überhaupt ernst gewesen war, jetzt zu Ende sei und wollte die Schenke verlassen, aber Jones, der Wirth, folgte ihm mit ängstlichem Gesicht und flüsterte ihm zu, daß nur die Furcht vor der Polizei die Männer so schnell beruhigt habe und bat ihn, nicht fortzugehen, ehe sie das Haus verlassen würden. Chester kehrte um. Der Ort sowohl, wie auch die Gesellschaft widerten ihn an,

aber es war seine Pflicht, dazubleiben, und er setzte sich nieder und betrachtete die beiden Männer, die am Schenktische tranken und zum Zeichen ihrer erneuten Freundschaft lärmend mit den Gläsern anstießen.

„Kommen Sie, Herr Polizeidiener, trinken Sie ein Glas," sagte Smith, der fortwährend der Lauteste gewesen war, „Sie sehen so blaß wie ein Gespenst aus," und hierbei nahm er ein halb mit Branntwein gefülltes Glas und brachte es an den Ofen, an welchen Chester seinen Stuhl gerückt hatte.

Chester sah wirklich blaß aus, denn da er aus der frischen Nachtluft in ein Zimmer kam, das durch einen geschlossenen Ofen bis zum Ersticken geheizt und mit einem Gemisch von Tabaksrauch und Spiritusdünsten gefüllt war, so verursachte ihm die Atmosphäre ein bedrückendes Gefühl, es wurde ihm schwindlig und er saß unsicher auf seinem Stuhle. In diesem Zustande streckte er die Hand aus und hob das Glas an die Lippen. Der Geruch seines Inhalts warnte ihn jedoch, er erhob sich, ohne den Branntwein zu kosten und stellte es auf den Schenktisch. Gerade in diesem Augenblick traten zwei bis drei Personen von der Straße herein. Jones und Smith warfen sich triumphirende Blicke zu und Chester setzte sich wieder, die Stirn in die Hand stützend, hin, da ihn die Hitze unwohl machte und er jeden Augenblick bleicher wurde.

„Komm," sagte Smith endlich zu seinen Gefährten, „wir wollen jetzt gehen, wir werden leicht einen

Ort finden, wo anständige Leute ihre Streitigkeiten ausmachen können, ohne von der Polizei gestört zu werden." Und damit gingen die Beiden hinaus.

Jones kam eilig hinter dem Ladentische vor und sagte zu Chester:

„Sie werden ihren Streit wieder auf der Straße anfangen. Thäten Sie nicht am Besten, wenn Sie ihnen folgten," setzte er, anscheinend mit großer Besorgniß, hinzu.

Chester stand unter großer Anstrengung auf und verließ die Schenke. Er wußte kaum, was er that, denn die veränderte Atmosphäre betäubte ihn noch. Die kalte Luft erfrischte ihn jedoch wieder und er ging weiter und unter der alten Ulme vorüber, wo die beiden Männer an deren Stamm gestützt, anscheinend in heftigem Gespräch auf dem Pflaster standen. Der ganze Fußboden funkelte vor Eis und Chester mußte sorgsam auf seine Schritte achten, während er langsam weiter ging. Als er in die Nähe der beiden Männer kam, streckte der Eine von ihnen den Fuß aus und Chester stürzte mit einem leisen Schrei nieder, wobei seine Schläfe mit solcher Heftigkeit an den Randstein schlugen, daß das zerbrochene Eis auf seinen Kopf herabsprang.

„Holla! Da ist ein Stern herabgefallen," rief Smith mit lauter Stimme. Bei diesen Worten öffnete sich der Branntweinladen und dessen Besitzer kam

mit mehreren Personen heraus, die gerade gekommen waren, als Chester fortging.

Sie fanden den Polizeidiener auf das Eis hingestreckt, wo sich die beiden Männer, welche die Veranlassung seines Unfalles gewesen waren, mit dem höhnischen Ausdruck in ihren Worten und Zügen, womit rohe Menschen Unglücksfälle, die aus Trunkenheit hervorgehen, aufzunehmen pflegen, über ihn beugten.

Chester war stark verletzt, aber er hatte kein Blut verloren, die Zuschauer entfernten sich daher lachend und er blieb der Barmherzigkeit dieser beiden bösen Menschen überlassen.

Siebentes Kapitel.

Der Geburtstagsschmaus.

Es war Chester's Geburtstag, der für seinen kleinen Haushalt stets ein Anlaß zu großer Freude wurde. Er hatte sich vollkommen von den schlimmen Folgen seines Falles auf dem Eise erholt. Die kleine Fremde wurde ihnen wirklich zu einer Hülfe und Erleichterung, anstatt daß sie seinem geringen Einkommen zur Last gefallen wäre. Sie war jetzt seit drei Wochen in der Familie, fleißig wie eine Biene, sanftmüthig und heiter, und hatte eine gewisse einnehmende Milde in ihrem Wesen, welche ihr die Liebe eines Jeden ohne große Anstrengung erwarb. Sie bewegte sich in ihrem Wunsche, zu gefallen, ohne jemals auffallend oder zudringlich zu werden, wie ein stiller, guter Geist im Hause umher, indem sie die Dankbarkeit, von welcher ihr Herzchen überfloß, nicht durch Worte, sondern durch Thaten zu erkennen gab. Man konnte es in

ihren großen, feuchten Augen sehen, es an der freudigen Bewegung fühlen, die ihr Gesicht kund gab, wenn Jemand einen Dienst von ihr forderte. Sie schien von dem liebenswürdigsten aller irdischen Gefühle, der menschlichen Dankbarkeit, ganz erfüllt zu sein, aber sie sprach nur wenig und war stets zu sehr beschäftigt, als daß sie hätte sehr betrübt sein können.

Was ist doch Beschäftigung für ein köstliches Ding für das Menschenherz. Wer fleißig arbeitet, giebt sich selten eingebildetem, oder wirklichem Kummer ganz hin. Wenn sich der Schmerz hinsetzt, die Hände in einander schlägt und sich voll Betrübniß mit seinen eigenen Thränen nährt und die düsteren Schatten, welche eine geringe Anstrengung verjagen könnte, zu einem Leichentuche webt, so wird dem starken Geiste seine Kraft geraubt und der Schmerz wird unser Gebieter. Wenn Kümmernisse schwer und düster über Dich hereinbraußen, so streite nicht gegen die Wogen, versuche nicht gegen den Strom zu schwimmen! — Sondern bemühe Dich vielmehr, durch Beschäftigung die dunklen Fluthen, die Dich zu überwältigen drohen, in die tausend Kanäle abzulenken, welche die Pflichten des Lebens stets darbieten. Diese Fluthen werden, ehe Du es Dir träumen läßt, die Gegenwart befruchten und frische Blumen hervorrufen, welche die Zukunft verschönern können — Blumen, die in dem Sonnenschein, der trotz allen Hindernissen zu den Pfaden der Pflicht dringt, rein und heilig aufblühen

werden. Der Kummer ist im Grunde genommen, doch nur ein selbstsüchtiges Gefühl, und der selbstsüchtigste Mensch ist derjenige, der sich einer Leidenschaft hingiebt, die seinen Mitmenschen keine Freude gewährt.

Wenn die kleine Mary Fuller auch nicht diese Schlußfolgerung anstellte — das arme Wesen war erst zwölf Jahre alt — so fühlte sie es doch und ein gutes Herz ist am Ende doch der beste Philosoph.

Sie war dankbar, und dieses schöne Gefühl ist schon fast an und für sich ein Glück. So hätte dieses kleine Mädchen in seiner Sanftmuth und seinem Fleiße die Standhaftigkeit gar manches kräftigen Mannes beschämen können, denn es giebt keine schmerzlicheren Leiden, wie die, welche unsre Kindheit heimsuchen und die ihrigen waren allerdings für Geist und Körper schwer genug gewesen.

Es würde dem Herzen eines Jeden wohl gethan haben, wenn er ein Zeuge der freudigen Geschäftigkeit hätte sein können, welche an dem Geburtstage des Polizeidieners in seiner Wohnung stattfand. Mary Fuller vertiefte sich mit der heitersten Laune in die Vorbereitungen. Der Küchentisch war mit großen und kleinen Rosinen, Zuckertosen und Buttertellern bedeckt und vor demselben stand Mrs. Chester, welche die Aermel ihres Callicokleides an den weißen Armen hinaufgestreift hatte, und deren zarte Hände von dem Mehle, daß sie mit einer Kaffeetasse abmaß, schneeweiß waren, und deren holde Lippen in fortwährender

Bewegung lächelten, indem sie jede Tasse voll Zucker oder Rosinen oder Butter für den Geburtstagskuchen abzählte. Dort schlug die kleine Isabel Eier in einer großen Porzellanschüssel zu Schnee und warf lachend die Locken zurück, die jeden Augenblick in den schneeigen Schaum zu fallen drohten.

Auf einem niedrigen Sessel neben dem Kamin saß Mary Fuller mit dem Schooße voll schwarzer Rosinen und sah höchst sanft und ruhig aus, während sie dieselben in die Höhe nahm, aus der einen magern Hand in die andere laufen ließ und den Staub wegbließ, wobei sie von Zeit zu Zeit die Augen mit einem Blicke ruhiger, vertrauensvoller Liebe zu Mrs. Chester aufschlug.

Und jetzt erhob Mrs. Chester mit zufriedenem, heiterem Blick die glänzende Blechpfanne mit goldnen, mit Früchten bedecktem Teige in beiden Händen. Mary Fuller öffnete still die Thüre des Backofens und bald darauf bräunte sich der kostbare Kuchen, und stieg in einem abgerundeten Kegel fast zur Decke des Ofens. Isabel machte alle Augenblicke einmal die Thüre auf und füllte dadurch das Gemach mit lieblichem Wohlgeruch, und Mary war von Neugier erfüllt, denn die Herstellung eines solchen Kuchens war für das arme Geschöpf ein wirkliches Wunderding.

Dann konnte Mrs. Chester ihre Besorgniß, daß Isabel durch das wiederholte Oeffnen der Thüre das Backen aufhalten werde, nicht ganz verhehlen. Kurz

man kann sich gar nicht denken, welche Aufmerksamkeit auf diesen Geburtstagskuchen verwendet wurde. Er erhielt sie eine volle Stunde in Bewegung und Aufregung.

Endlich folgte dieser langen Spannung ein Ausruf des Entzückens, als der Kuchen köstlich gebacken, hoch und zart, braun und mit einem kleinen, goldnen Risse in der warmen Decke, wie ein Spalt auf einem Hügel, der die vollkommene Leichtigkeit und mürbe Vollkommenheit im Innern verrieth, aus dem Ofen kam — kurz das Ganze war ein liebliches, häusliches Bild voll Glück und Heiterkeit.

Aber dies war nur die Einleitung zu der Arbeit des Tages. Jetzt mußte noch der Guß aufgetragen werden, ein Paar fette Hühnchen warteten auf die Füllung und es war noch so viel zu thun, daß das Herausholen der kleinen, runden Holzschachteln und glänzenden Zinnpfannen und der Gabeln und Löffel und das Wiederweglegen derselben, Alle den ganzen Tag über in einem Zustande freudiger Aufregung erhielt.

Als der Abend hereinbrach, war es wirklich überraschend zu sehen, welche Laube die liebenswürdige Hausfrau und ihre Kinder aus dem Zimmer gemacht hatten. Die Vorhänge waren mit Kränzen von Immergrün eingefaßt, an den schneeweißen Wänden hingen Guirlanden von Schierlingstanne und gefiederten Fichtenbüscheln. Auf einem kleinen Gestell am Fenster stand ein Vogelbauer in einem Miniaturwalde von

Theerosen und Geranium. Die goldnen Federn seines Bewohners leuchteten durch die Blätter und scharlachrothen Blumen, denn die freundliche Wärme schien alle Blüthen zugleich erschlossen zu haben, und sie glühten zwischen den glänzenden, tiefgrünen Blättern in reicher Menge.

Der Vogel schien es zu fühlen, daß sich aus allen diesen heiteren Vorbereitungen ein Geburtstag entwickeln werde und ging in freudig aufgeregtem Zustande, mit seiner kleinen, musikalischen Seele auf den Geist der Sache ein. Anstatt sich bei Sonnenuntergang schläfrig auf sein Stängelchen zu setzen, fuhr er fort zu zirpen, hin und her zu hüpfen, die Schalen von seinem Futter am Boden des Käfigs umherzuwerfen oder mit seitwärts geneigtem Kopfe auf seinem Stängelchen stehend, die Theerosen zu beäugeln, wie wenn er sie fragen wollte, was diese Geschäftigkeit zu bedeuten habe. Dann hüpfte er, wie durch das erröthende Schweigen der Blumen zufrieden gestellt, wieder in die Höhe und brach in einen Gesang aus, daß die Blätter rings um ihn erzitterten, da er sich allem Anscheine nach in seinem Vogelgeist entschlossen hatte, wenigstens bis Mitternacht nicht zur Ruhe zu gehen.

Jetzt war bis auf einige kleine Toilettengeschäfte, die eben vorgenommen wurden, Alles fertig.

Mary Fuller war in einem fast neuen Merinokleide und mit hübsch geflochtenem Haar mit Isabel's

Locken beschäftigt, die sie entzückt um die Finger wickelte und in schimmernden, schwarzen Massen mit höherem Stolze, als die kleine Schönheit selbst empfand, auf die runden Schultern herabfallen ließ.

Die kleine Isabel war ein liebliches Geschöpf und wurde durch den Gegensatz mit dem bleichen Kinde, daß sich über sie beugte, nur noch schöner. Das hübsche, rothe Kleid war an den Schultern ausgeschnitten und mit Bandschleifen verziert. Die gestickten Hosen guckten darunter über den zierlichen Hausschuhen hervor und die beiden Mädchen bildeten vereint wirklich ein reizendes Bild. Der Canarienvogel stellte sein Singen ein, um sie zu betrachten und erhob nur von Zeit zu Zeit ein bewunderndes Zirpen, als ob er die ganze Sache billige, aber doch keinen Lärm darüber machen wolle.

Endlich kam Mrs. Chester mit glühenden Wangen herbei, denn sie war fast schüchtern, sich vor ihren Kindern in dem hübschen, weißen Mousselinkleide, das über der Brust mit Schleifen von rothem Bande besetzt war und in der Taille durch einen Gürtel von der nämlichen Farbe zusammengehalten wurde, zu zeigen.

Die Mädchen sprangen mit einem Aufruf des Entzückens auf, denn dieser Anzug überraschte sie und Mrs. Chester gab jeder einen Kuß, um ihre Befangenheit zu verscheuchen, während sich der Vogel einem erstaunlichen Ausbruch von musikalischem Enthusiasmus hingab, lebhaft in seinem Käfig umherhüpfte und

Ströme von Gesang von sich gab, daß seine goldne Kehle von der Fluth der Harmonie bersten zu wollen schien.

Mary Fuller stand nach dem ersten Ausbruch der Bewunderung nachdenklich vor ihrer Wohlthäterin, und blickte bald diese, bald die purpurnen Rosen an, denn ihr lebhaftes Schönheitsgefühl war angeregt worden.

„Darf ich?“ fragte sie, indem sie behutsam eine der rothen Blüthen niederbog.

Mrs. Chester lächelte und Mary brach die halbgeöffnete Blüthe ab.

„Bitte, lassen Sie sie mich hineinstecken.“

Mrs. Chester lächelte wieder und setzte sich auf ihren Schaukelstuhl, worauf Mary die Rose in den schneeigen Stoff an ihren Busen steckte und Isabel die Wirkung bewundernd, sich vor sie stellte.

„Ist sie nicht schön!“ rief Mary, indem sie mit zartem Enthusiasmus zurücktrat, um sich über den Gegensatz zwischen den carmesinrothen Blättern und dem weißen Mousseline zu freuen.

„Ist sie nicht schön,“ rief Isabel in der ganzen Gluth ihrer jugendlichen Schönheit, „ist sie nicht meine liebe, schöne Mutter,“ und streckte die Arme aus, um sie zu umfangen.

Mary seufzte sehr leise, denn sie dachte an ihre Mutter.

Und nun wurden vier Crystallampen angezündet, zwei auf dem Kaminsims und zwei vor dem Spiegel,



was in Folge des Wiederscheines natürlicher Weise vier ausmachte und so viel Licht brachte unter den Rosen und Immergrün eine glänzende Illumination hervor.

Es gab jetzt nichts mehr zu ordnen, und Mrs. Chester kehrte daher auf ihren Schaukelstuhl zurück. Isabel blieb in ihrer Nähe, indem sie einmal den Arm um ihren Nacken schlang und dann wieder mit ihrem Kleide spielte. Mary rückte nach einigem Zaudern ihren Sessel auf die andere Seite und setzte sich nieder, und als Mrs. Chester die eine Hand freundlich auf ihren Kopf legte, während sie mit der andern die schöne Isabel liebkos'te, lächelte sie sanft und ihre Augen strömten vor Heiterkeit fast über. In dieser Gruppe, die unsrem unnachahmlichen Terry als Model für ein Bild der Liebe hätte dienen können, erwartete Mrs. Chester ihre Gesellschaft.

Und für welche Gesellschaft wurden alle diese Vorbereitungen getroffen?

Im dritten Stock des Hauses wohnte ein armer Künstler, dessen Augen so schwach geworden waren, daß er nur noch die gröbste Arbeit verrichten konnte. Zuweilen gewährten ihm eine Decorationsmalerei oder ein kunstloses Transparent die Mittel zum Lebensunterhalt, aber das Wenige, was er auf diese Weise thun konnte, würde ihn, so einfach seine Lebensweise auch war, nicht schuldenfrei erhalten haben, wenn er nicht noch andere Unterhaltsmittel gehabt hätte. Seine

Familie bestand aus einem einzigen Sohne, der nicht älter wie elf bis zwölf Jahre zu sein schien. Er war einige Jahre älter, aber die außerordentliche Zartheit seines Charakters und seine schwache Gesundheit gaben ihm ein ungewöhnlich schwächliches Aussehen. Eine entfernte Verwandte des Künstlers wohnte bei den Beiden als Haushälterin, und trug vermittelst ihrer Nadel etwas zum Unterhalte Aller bei. Die Witwe war noch nicht alt, aber Verlassenheit und Armuth hatten die geringe, natürliche Heiterkeit erschöpft, die sie früher besaß. So lebte sie blaß und arbeitsmüde fort, und vereinte alle Hoffnungen und Kräfte ihres einförmigen Lebens in dem Künstler und seinem mutterlosen Sohne, dem Gegenstand seiner innigsten Liebe.

Dieser alte Mann — diese abgelebte, schwer geprüfte Frau, die so viele Mühseligkeiten und so wenige Vergnügungen hatte — und der zarte Knabe waren die Gäste, welche Mrs. Chester erwartete. Sie liebte es, selbst mit ihren Genüssen die hohen Freuden des Wohlthuns zu vereinigen. Bei jedem Leckerbissen, der an diesem Tage zubereitet worden war, hatte sie an das seltene Vergnügen gedacht, welches er dem alten Manne und seiner Familie bereiten würde.

Im unteren Stocke wohnte noch eine Familie, an welche Mrs. Chester ihre Einladung hatte ergehen lassen. Sie wünschte, daß jeder, der unter dem gleichen Dache mit ihrem Manne wohnte, ebenso heiter und glücklich wie sie sein sollte, aber sie hegte ernste

Zweifel, ob diese Einladung angenommen werden würde.

Der Mann in dem Dachzimmer besorgte zuweilen einen Gang, oder trug eine Last Holz herein, und verdiente auf diese Weise gern ein Paar Schillinge für die Familie zu Hause. Der Mann im ersten Stock hatte einen kleinen Nadelhandel, der Unterschied in ihren Verhältnissen war bedeutend, und der aristokratische Stolz des Mannes, der Nadeln verkaufte, konnte sich vielleicht bei dem Gedanken empören, daß er mit dem Manne, welcher Holz trug, an einem Tische sitzen sollte.

Die trübe Ahnung hiervon, warf auf das liebliche Gesicht der Mrs. Chester, während sie, ihre Gäste erwartend, dasaß, einen leichten Schatten der Besorgniß. Sie konnte eben die beiden Hühner, die Flügel an Flügel behaglich in dem Ofen neben einander lagen, in ihrem warmen Neste simmern hören. Die Kartoffeln in einer Schmorpfanne vor dem Feuer hoben langsam den Deckel in die Höhe und trieben ihren Dampf über die Ränder, und alles sah so vielversprechend aus, daß sie anfing, ganz ernstlich zu fürchten, es möchte keiner von ihren Gästen kommen.

Es gab allerdings einigen Grund zu Befürchtungen, denn der Nadelhändler hielt in diesem Augenblick vor dem Kamin des Wohnzimmers eine eheliche Berathung mit einer großen Frau mit dunklem Gesicht, und zwar gerade über den Gegenstand, welcher

den einen kleinen Schatten auf die Erwartungen der Mrs. Chester warf. Der Stolz seines Standes war ihm so theuer, wie sein Augapfel; aber der Nadelhändler besaß Körpertheile, die gehätschelt und geliebkos't worden waren, bis es schwer wurde, ihnen Widerstand zu leisten. Er liebte seine Würde sehr, aber die Würde war im Grunde genommen nur ein Begriff, während in einem guten Abendessen etwas Greifbares lag. Er war mit dem festen Entschlusse nach Hause gekommen, die Einladung der Mrs. Chester nicht anzunehmen, und seine große Frau stimmte ihm zögernd bei, obgleich ein schwarzseidnes Kleid und eine bunte Haube, auf welcher strohfarbige Bänder flatterten, sehr deutlich verkündeten, daß ihre Neigung eine andere Richtung gehabt habe.

Die Chesters waren hübsche Leute und sie fühlte, daß es quälend sein würde, wenn sie den ganzen Abend Unten allein sitzen sollte, während sie sich Oben belustigten.

Wenn die Vornehmheit eine Sache der Meinung und nicht der Macht ist, so fühlt sich natürlicherweise Jeder gezwungen, mit besonderer Sorgfalt auf seine Stellung zu halten, und der kleine Nadelhändler setzte sich daher mit seiner größeren Ehehälfte in der wohlthuenden Ueberzeugung, daß er und seine Frau zum Besten der Gesellschaft ein Opfer gebracht hätten, zu einer Tasse schwachen Thee nieder und fühlte sich ziemlich unglücklich und unbehaglich. Sie hatten keine

Kinder und ein gelegentlich außer dem Hause verbrachter, geselliger Abend, war eine Abwechselung in den ehelichen tête-à-têtes, die zu Zeiten etwas langweilig werden, wenn Verheirathete von nichts wie von sich selbst sprechen können.

Während der würdige Nadelhändler mit seiner Frau am Tische saß, öffnete sich die Straßenthüre, und ein leichter, schneller Schritt erklang auf dem Saale und auf der Treppe, wo er anscheinend zwei Stufen auf einmal zu nehmen schien. Es lag in diesem elastischen Tritt etwas so Freudiges und Heiteres, daß es den Nadelhändler wirklich ermunterte, und er aufstand, um behutsam die Thüre zu öffnen und auf den Saal hinauszuschauen.

„Es ist Chester, der eben nach Hause kommt,“ sagte er, indem er sein rosiges Gesicht durch die Oeffnung steckte. „Wie glücklich der Bursche aussieht. Horch! Da kommt ihm seine Frau ganz weiß gekleidet entgegen — auf mein Wort, sie ist ein hübsches Weibchen — und da kommt die Kleine mit ausgebreiteten Armen gesprungen — und — und — wirklich, meine Liebe, es ist eine Lust, wenn man einen solchen Kuß hört.“

Hier drehte sich das Männchen um, und machte, auf den Zehen stehend, einen vergeblichen Versuch, das Gesicht der großen Frau mit seinen gespitzten Lippen zu erreichen, was ihm seine bessere Hälfte mit großer Würde verwies. „Da, jetzt sind sie hinein,“ fuhr der

kleine Mann fort, indem er niedergeschlagen wieder an die Thüre ging. „Sie können die Thüre aber nicht geschlossen haben — Laura — Laura! Höre, ist das nicht peinigend? — Truthahn oder Hühner, das Eine oder das Andere, darauf wollte ich wetten, und — nicht — mit köstlicher Sauce und braun wie eine Castanie, nichts Geringeres kann diesen köstlichen Duft verbreiten. Was meinst Du, Laura? Sprich ein Wort, und ich habe halb Lust trotz dem Holzträger hinaufzugehen!"

„Du weißt, daß er noch andre Dinge thut. Ich glaube, er läßt sich nicht oft soweit herab!" sagte die Frau mit freundlicherem Gesicht, indem sie anfing, ihre Haube vor dem Spiegel zurecht zu rücken.

„Wahrscheinlich nicht — übrigens ist er wirklich ein ganz anständiger, alter Bursche. Ich glaube, er würde dadurch nicht übermüthig werden, wenn wir uns einmal mit ihm zu Tische setzen."

„Nicht im Geringsten," antwortete die Frau, indem sie eine Camee-Broche, die so groß war, wie die Fläche ihrer Hand in den gestickten Kragen befestigte, den sie eben um ihren Hals gelegt hatte. „Es wird unsre eigne Schuld sein, wenn er es thut! Du weißt, man kann leicht eine gewisse Zurückhaltung beobachten, selbst wenn man an dem nämlichen Tische sitzt."

„Freilich — freilich, meine Liebe, man kann bei ihnen sein, und sich doch nicht mit ihnen gemein machen. Gieb mir einmal die seidne Binde aus dem Kasten

dort, und fahre einmal mit der Bürste über meinen Rock,“ und das Männchen holte tief Athem, schloß widerstrebend die Thüre, und fing hastig und entschlossen an, Toilette zu machen.

Der Leser hat wohl nie in seinem Leben einen hübscheren Burschen gesehen, wie es Chester an jenem Abend war, als er seine Frau küßte, die hübsche Isabel in die Höhe hob, und die kleine Mary auf den Kopf streichelte und dies alles in ein und derselben Minute.

„Ei, Jane, was für einen Wintergarten Du aus der Stube gemacht hast,“ rief er und seine Augen leuchteten vor Freude und Ueberraschung, als er die immergrünen Pflanzen erblickte, deren zarte Schatten wie eine Zeichnung an der Wand zitterten. „Sieh, selbst der Canarienvogel scheint ganz lustig zu sein! Auch Kuchen und noch dazu mit Guß, wie ein Schneeberg, und —“ hier öffnete er die Ofenthüre, „bist Du unter den Feen gewesen, Frau? denn ich kann nicht errathen, wo ihr das Geld zu alle dem aufgetrieben habt!“

„O, ja, wir sind unter den Feen gewesen, nicht wahr, kleine Mary?“ rief Mrs. Chester voll Entzücken über die gute Laune ihres Mannes, „unter den Judenfeen, die Kragen sticken und Tuchmützen machen lassen.“

Nur eine, durch das freudige Blitzen der Augen John Chester's brechende Thräne hätte sie mit so entzückender Zärtlichkeit füllen können.

„Ihr habt also dies Alles für mich gethan, Du, und der arme kleine Engel? Ei, Ihr müßt Tag und Nacht gearbeitet haben! — Und Isabel, was hat mein Paradiesvögelchen dabei gethan?“ fuhr der glückliche Mann fort, indem er sich niedersetzte, und das Kind auf die Knie nahm.

„O, sie hat viel gethan!“ sagte Mary mit leiser, aber eifriger Stimme. „Sie wissen gar nicht, wie nützlich sie im Hause ist, nicht wahr, Mrs. Chester?“

Mrs. Chester lachte und schüttelte den Kopf, aber sie hatte keine Zeit noch mehr zu sagen, denn in diesem Augenblick kam der alte Mann von oben, der mit seinem schwarzseidnen Halstuch und dem gestopften und glatt gebürsteten Rocke ganz hübsch und anständig aussah, herein. Er führte einen großen, schwächlichen Knaben, mit hellbraunem Haar und traurigen, blauen Augen an der Hand, auf dessen Gesicht ein Lächeln mit dem Ausdruck fortwährenden Schmerzes zu kämpfen schien. Er setzte sich nieder und sah sich um, indem er Mary mit einem trüben Lächeln begrüßte. Dann folgte die Witwe, deren Kleidung von Armuth zeugte, aber höchst reinlich war, und auf deren Gesicht ein unbeschreiblich rührender Ausdruck geduldiger Ergebung lag.

„Ich habe Sie zum Abendessen eingeladen,“ flüsterte Mrs. Chester ihrem Manne zu. „Sie sind so zeitig gekommen, daß ich keine Zeit hatte, es Dir zu sagen. Ich erwarte auch die Leute von Unten.“

Chester verstand sie sogleich. Nach der Art, wie er ihnen Stühle hinstellte, und seinen Gästen die Hand schüttelte, hätte man glauben sollen, daß er sie ungeduldig erwartet habe. Sein Benehmen lockte ein herzliches Lächeln auf die Lippen des alten Mannes, und selbst das Gesicht der Witwe wurde von einem freudigen Schimmer erleuchtet.

„Lassen Sie Joseph hierhersetzen," sagte Mary Fuller, die mit feuchten Augen aufstand, als sie ein schmerzliches Zucken über das Gesicht des Knaben ziehen sah. „Vielleicht bleibt er gern bei mir."

Der Knabe schlug die blauen Augen zu ihr auf, und sein Herz neigte sich dem Wesen zu, das so deutliche Zeichen trug, daß es gleich ihm geduldet hatte.

„Ich möchte gern neben ihr sitzen," sagte er bittend zu seinem Vater. „Sie weiß, was es ist."

Im folgenden Augenblick lag seine zarte Hand in der ihrigen und Mary tröstete ihn mit leiser Stimme, die wie das Flüstern eines Engels klang. Der Tisch war gedeckt, und die von der reichen Füllung gerundeten Hühnchen wurden aufgetragen.

Sie waren von einer schönen Austernpastete, blutrothen Rüben, dem grünsten Eingemachten und einem Teller mit Johannisbeersauce begleitet, während sich in der Crystallschüssel auf der Mitte des Tisches der goldfarbige Sellerie erhob. Der kleine Lampenhalter auf der einen Seite trug den mit einer schneeweißen Zuckerkruste bedeckten und von einem zarten Kränzchen rings

umschlossenen Obstkuchen. Ueber dies Alles ergossen die vier Lampen ihr Licht, zu dessen Vermehrung der Spiegel sein Möglichstes that. Kurz es konnte nichts Vollkommneres geben, als die ganze Anordnung, außer vielleicht die Fülle der Zufriedenheit, die auf den Gesichtern aller Anwesenden funkelte und leuchtete.

Gerade als die ganze Gesellschaft stand — denn jeder Gast hatte einen Stuhl verlassen, damit er an den Tisch gestellt werden konnte — erschien der Nadelhändler, Arm in Arm mit seiner Frau, ganz von dem Gefühl seiner persönlichen Wichtigkeit erfüllt; und beide verneigten sich mit steifer Herablassung vor dem alten Manne und der Witwe.

Aber es war wirklich wunderbar, wie bald die allgemeine Bewegung beim Niedersetzen zum Abendessen, die heitren Gesichter und der liebliche Duft, der von den Hühnchen aufstieg, als Chester die Gabel in dessen Brust stieß, ihre ganze überflüssige Würde zu mildern und zu verscheuchen schien. Der kleine Nadelhändler fand sich, ehe er selbst etwas davon wußte, von Interesse für den alten Mann neben sich erfüllt, denn Chester hatte den Künstler nach den Damen zuerst bedient, und auf dessen Teller lag ein köstliches Stückchen mit der Leber, welches dem kleinen Kaufmann das Wasser in den Mund lockte.

Der alte Herr überreichte seinem nächsten Nachbar den Teller mit einer Verbeugung und noch dazu so zierlich, daß es dem Männchen ganz unmöglich war,

dem Gefühle der Geselligkeit länger Widerstand zu leisten. Sowie der ersehnte Leckerbissen in seinem Munde zerfloß, entfloh der Stolz aus seinem Herzen und nach weniger wie drei Minuten war er der unbefangenste und heiterste Mensch am Tische. Es war ein wirkliches Vergnügen, ihn Mrs. Chester Complimente machen zu hören, und zu sehen, wie er den Kindern gutmüthig vorlegte, wie wenn er seit Jahren Vater einer großen, lärmenden Familie wäre! Er wunderte sich später auch wirklich über sich selbst, aber damals erschien es ihm als das Natürlichste auf der Welt.

Es gab Platz genug für Alle. Es gab Vergnügen für Jeden. Selbst der kranke Knabe hatte Sonnenschein in den Augen und ein Lächeln auf den Lippen, als er das zarte Gesicht zu seiner Freundin, der Witwe, erhob, und ihre blassen Wangen rötheten sich zum ersten Male seit Monaten, und sie erwiederte den Blick des Knaben mit einem Lächeln, welches nicht drohte, im folgenden Augenblick von Thränen erstickt zu werden.

Mrs. Chester schwelgte in dieser Heiterkeit wie eine Blume, die sich im Sonnenschein verschönert. Sie schien jeden Augenblick hübscher zu werden, und der Nadelhändler sagte ihr das auch. Chester lachte nur, und seine eigene Frau erzürnte sich nicht, sondern blickte zuversichtlich auf die Camelien an ihrer Brust hinab, da sie fühlte, daß sie dort jeder Rivalität Trotz bieten konnte.

Das Abendessen war vorüber, der Tisch abgedeckt, und alle versammelten sich in einem Kreise um den warmen Ofen, plauderten, lachten, und erzählten Geschichten. Hier trat das Talent des alten Künstlers an den Tag und er brachte selbst die große Frau dazu, daß sie hinter ihrer großen Camelia vor Lustigkeit wackelte, und der zarte Knabe, der sich wieder dicht neben Mary Fuller gesetzt hatte, lachte sogar laut auf, während Mary's Lächeln milder und lieblicher war, wie Isabel's geräuschvolle Fröhlichkeit.

„Sieh nur," flüsterte Joseph Mary Fuller zu, „wie glücklich und heiter der Vater ist — wäre es nicht schön, wenn wir so wie er etwas thun könnten, um alle Andren fröhlich zu machen."

„Aber wir verstehen es nicht, wie er," antwortete Mary.

„Ich bin noch schlimmer daran, es macht die Menschen traurig, wenn sie mich ansehen, aber ich glaube, daß Du etwas gethan hast, um zu ihrer Erheiterung beizutragen."

„Ich habe beim Bereiten des Abendessens und des Gebäcks geholfen," sagte Mary, indem sie auf den Geburtstagskuchen zeigte, der noch immer in seinem grünen Kranze weiß schimmerte.

„Ach, das ist viel für Dich! Wie wäre es, wenn ich es nur ein Wenig versuchte? Bücke Dich zu mir herab. Ich habe eine Violine oben. Der Vater hat sie mir am Neujahrstage gekauft. Sie hat nicht viel

gekostet, aber es ist Musik darin, und ich habe darauf spielen lernen. Jetzt will ich mich fortschleichen und sie herunterholen, ohne daß man mich sieht. Wie es sie überraschen wird, wenn sie die Musik auf einmal aus unserer Ecke hervorbrechen hören?"

Die Augen des Knaben leuchteten, und er schien durch seinen kleinen Plan ganz aufgeregt zu werden.

„Das wird hübsch werden," antwortete Mary ebenso entzückt über den Gedanken. „Laß mich gehen! Wo werde ich die Violine finden?"

„In dem Eckschranke — das Feuer giebt noch ein wenig Licht — Du wirst sie nicht verfehlen," antwortete der Knabe, dankbar lächelnd.

Mary schlich sich fort und kehrte bald mit der Violine wieder zurück. Es gelang ihr, wieder zu dem Knaben zu kommen, ohne daß sie bemerkt worden wäre, und die Beiden setzten sich neben einander, worauf er geräuschlos die Saiten probirte und den Bogen fest schraubte.

Es entstand eine kurze Pause in der Unterhaltung.

„Jetzt!" flüsterte Mary. „Jetzt!"

Der Knabe setzte den Bogen in Bewegung und die Saiten gaben eine solche Tonfülle von sich, daß selbst Mary erstaunt zusammenfuhr.

„Aha, mein Sohn!" sagte der Künstler. „Das war ein guter Gedanke! Jetzt mache Deine Sache gut!"

Der Knabe antwortete nur durch ein Lächeln, aber seine schlanken Finger flogen auf den Saiten auf und ab, der Bogen fuhr wie ein Blitz darüberhin und das Gemach schallte von Musik wieder.

Der Canarienvogel war allen seinen guten Vorsätzen zum Trotz mit dem Kopfe unter dem Flügel eingeschlafen, aber bei dem ersten Tone der Musik wurde er von Entzücken hingerissen und stimmte einen Wettgesang mit der Violine an, der seine zitternde, kleine Gestalt zu zersprengen drohte.

Isabel, die leicht und zierlich war, wie der Vogel, sprang auf und fing an, im Zimmer umherzuwalzen, daß ihre Locken flatterten und ihre Wangen reifen Pfirsichen glichen. Sie sah wie eine durch die Musik aufgeweckte Fee aus.

„Ei, wie wäre es, wenn wir alle ein Tänzchen machten," sagte Chester, indem er zu der Frau des Nadelhändlers trat.

Sie sah ihren Mann an.

„Ein köstlicher Gedanke," rief der kleine Mann, ganz hingerissen, indem er sich der Hand der Witwe bemächtigte.

„Wirklich ich — ich — die Zeit des Tanzens ist für mich vorüber," stammelte die Witwe, indem sie die Hand halb zurückzog, aber verführerisch unentschlossen aussah.

„O, Tantchen, laß mich Dich nur einmal tanzen

sehen, nur dies einzige Mal!“ rief der Knabe, indem er in seiner Musik inne hielt.

Die Witwe wendete sich mit einem zärtlichen Blicke zu ihrem Pflegling und wurde mit erröthender Wange in die Reihe geführt.

„Es wird noch ein Paar gebraucht — wer will mit mir tanzen,“ sagte Mrs. Chester und warf dem alten Herrn einen lächelnden Blick der Aufforderung zu.

„O, Vater, bitte,“ rief der Knabe, „sieh, es geht nicht ohne Dich.“

„Ich werde sie alle aus dem Tacte bringen — ich habe seit zwanzig Jahren keinen Schritt getanzt,“ sagte der alte Mann bittend.

„Das schadet nichts, wir wollen es Ihnen lehren — wir wollen es Ihnen Alle lehren, also kommen Sie nur,“ rief ein halbes Dutzend Stimmen und Mrs. Chester bemächtigte sich lachend des alten Mannes und führte ihn mit scherzhaft triumphirender Miene in die Reihe der Tanzenden.

Isabel versuchte vergebens, Mary zu überreden, daß sie mit ihr tanzen sollte und nahm dann die eine Seite ganz allein ein, da sie sich der Aufgabe, wenigstens für zwei zu tanzen, vollkommen gewachsen fühlte.

Dann stimmte die Violine eine Melodie an, welche das Blut selbst in den Adern des alten Mannes belebte. Die Tänzer setzten sich in Bewegung — rechts und links — chaîne des dames. Es ging bewundernswürdig. Der alte Mann war im Anfang

etwas steif und unbeholfen, aber die jungen Leute brachten ihn bald in Gang und er walzte erst mit dem kleinen Mädchen, dann mit Mrs. Chester und dann mit der großen Dame mit der Camee; sie stand allerdings zur Seite, aber der alte Herr war nicht übermäßig bedenklich und fügte seiner chaîne des dames so viele überflüssige Glieder hinzu, daß sie zuletzt eine ziemlich verwickelte Geschichte wurde.

Aber nachdem er einmal in den Geist der Sache eingedrungen war, schreckte ihn nichts mehr zurück und er stürzte sich wie ein alter Held hinein. Die einzige Schwierigkeit bestand nur darin, daß er niemals wußte, wenn er aufhören sollte.

Mitten im Tanze, als eben der Nadelhändler in der höchsten Aufregung vor allen Damen balancirte und eine Art extemporirtes Pas zum Besten gab, das aus alten Erinnerungen an den Cheat und den virginischen Dreher zusammengesetzt war, hielt die ganze Gesellschaft plötzlich inne und er rief aus —

„Gott behüte uns!“

Dann zog er ein rothseidenes Taschentuch heraus und machte eine Bewegung, wie wenn seine Stirn des Abstäubens benöthigt sei.

„Gott behüte uns!“ wiederholte er, „liebe Laura, bitte, sieh dorthin.“

Mrs. Peters drehte sich um und erröthete trotz ihrer Camelia schamvoll im Bewußtsein ihrer Schuld.

„Du meine Güte, mein Neffe, Frederick Farnham,

wer hätte das erwartet," rief sie, wieder ihre Würde annehmend und von den Tänzern hinwegschlüpfend.

„Ich konnte mir nicht helfen, Tante Peters. Ich weiß, es ist sehr zudringlich von mir, daß ich Ihnen hier herauf gefolgt bin, aber Sie können doch nicht erwarten, daß ich dort unten bleiben soll, wenn die Decke über mir schwankt, und die Violine —? Ich bitte um Verzeihung, Sir," fuhr der junge Farnham zu Chester gewendet fort, „aber sehen Sie, unten war Alles so finster und hier oben Alles so hell und außerdem hatten Sie die Thüre offen gelassen, als ob Sie entschlossen wären, mich zur Begehung einer Unart zu verleiten."

„Keine Entschuldigung, es ist keine Unart — meine Frau hat einen Geburtstag gefunden und benutzt ihn so gut sie kann," antwortete Chester, indem er mit freundlich ausgestreckter Hand auf die Thüre zuging.

Der Knabe trat ein und das Licht fiel auf sein Gesicht. Seine Augen erglänzten, als sie auf Chester fielen.

„Wie, mein lieber Mann, sind Sie es?" sagte er mit einem Anflug von Jung-Amerikanerthum, welches freimüthig, jedoch nicht anmaßend war, während Chester ausrief:

„Es freut mich, Dich zu sehen — es freut mich herzlich, Dich zu sehen — komm herein, komm herein."

„Erlauben Sie," sagte Mrs. Peters mit einer

stattlichen Handbewegung, „Mr. Chester erlauben Sie mir, ihnen Mr. Frederick Farnham, meinen Neffen und den einzigen Sohn des Mayor von New-York vorzustellen — Mrs. Chester, Mr. Farnham.“

„Lassen Sie das gut sein, Tante,“ sagte der Knabe, über seine pomphafte Vorstellung erröthend. „Ich habe diesen Herrn schon früher getroffen — er kennt meinen Vater.“

„Oh!“ rief Mr. Peters, indem er aus seinem Zufluchtsorte hervorkam. „Ich bin entzückt darüber, dies zu hören, mein theurer Chester, weiter fehlte nichts. Es freut mich, daß ich beim Genuß Ihrer Gastfreiheit betroffen worden bin. Laura, meine Liebe, wir sind beide entzückt, es wird meinen Schwager, dem Mayor gleichfalls Vergnügen machen — kurz, Fred, wir unterhalten uns auf das Allerbeste.“

„Davon bin ich überzeugt,“ antwortete Fred Farnham, indem er seinem Onkel die Hand drückte und Mary Fuller aufmerksam ansah, daß sein Gesicht ganz ernst wurde. Dann wendete er sich zu Chester um und sagte mit leiser Stimme, „Sie behalten also das arme Mädchen, das freut mich — dies hat mich hierher geführt.“

Während diese Unterbrechung stattfand, hatte Niemand den Künstler beachtet, aber als der Jüngling an das Licht trat und sprach, erfaßte den alten Mann ein Schwindel, er taumelte an die Wand und lehnte sich blaß und mit verstörten Blicken an die-

selbe an. Als Mrs. Peters den Namen des Knaben nannte, verschwand dieser Ausdruck etwas und verwandelte sich in einen Schatten von Betrübniß, wie wenn eine Gedankenreihe in ihm erweckt worden sei, welche seinen Geist niederdrücke. Er schien zu vergessen, daß seine Tänzerin wartete und setzte sich tief seufzend in das Fenster.

Mrs. Chester bemerkte diese Vergeßlichkeit und lud den jungen Farnham mit einem reizenden Lächeln ein, den Platz einzunehmen, welchen der alte Mann verlassen hatte. Fred willigte ein und der Tanz nahm seinen Fortgang, aber eben als der junge Musiker zu spielen anfing, klopfte es an der Straßenthüre. Isabel eilte hinab, um sie zu öffnen und kehrte mit einem Briefe in der Hand zurück.

„Er ist für Dich, Papa," sagte sie, den Brief in die Höhe haltend.

„Schon gut, lege ihn auf den Kaminsims. Vermuthlich eine Ordre von dem Lieutenant oder dem Hauptmann," sagte Chester, „komm, Isabel, nimm Deinen Platz ein."

Das kleine Mädchen eilte zu seinem Tänzer und das Tanzen fing wieder an.

Während dieser Unterbrechung kam der junge Farnham zufällig in die Nähe des Künstlers und wurde von dem aufmerksamen Blicke überrascht, welchen der alte Mann auf ihn heftete. Es lag eine seltsame, magnetische Gewalt darin, denn er durchzuckte

sich die Gesellschaft um den Kuchen, den Chester in breite, große Stücke zerschnitt, und dann brach die Geburtstagsversammlung, nachdem sie noch ein Tänzchen gemacht und ein klagendes Liedchen von der Witwe angehört hatte, auf, und ließ ihn mit seiner Familie allein.

Der alte Künstler wartete an der Treppe und der junge Farnham, der noch etwas zurückgeblieben war, um mit Chester zu sprechen, fand ihn an das Geländer gelehnt, als er herauskam.

„Gute Nacht," sagte der Knabe mit sanfter Ehrerbietung und blieb in der Hoffnung, angeredet zu werden, stehen.

Der Künstler ergriff die ausgestreckte Hand und hielt sie in den seinen, ohne zu sprechen. Fred fühlte, daß die Hände des Alten zitterten.

„Werde ich Sie nie wiedersehen?" fragte der Künstler.

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie besuche?" fragte der Knabe erfreut.

„Kommen Sie, kommen Sie, es wird für mich wie der Anbruch des Tages nach einer finsteren Nacht sein."

„Ich werde kommen," sagte der Knabe innig.

Der Künstler hielt die Hand des Knaben noch immer in der seinigen. Endlich beugte er sich vor und küßte seine Stirn.

„Gott segne Sie — Gott im Himmel segne

Sie!“ sagte er mit leiser, feierlicher Stimme, und er alte Mann entfernte sich durch den dunklen Saal, wo Frederick von dem Zusammentreffen seltsam bewegt, zurückblieb.

Mrs. Chester war trotz ihrer Heiterkeit ein Wenig ermüdet und lehnte voll Verlangen, auf den Schaukelstuhl zu sinken, welchen der alte Mann eben verlassen hatte, am Kamin.

Chester trat zu seiner Frau und sah den Brief neben ihr liegen. Es war für ihn ein Augenblick unerklärlicher Furcht, aber er ergriff das Billet und brach das Siegel. Mrs. Chester beobachtete ihn, während er den Brief las. Sie sah sein Gesicht erbleichen und dann fingen seine Augen zu blitzen an.

„Was giebt es — welche schlimme Nachricht bringt der Brief,“ stammelte sie, denn sein Aussehen erschreckte sie.

Chester zerdrückte den Brief in der Hand.

„Ich dachte es wohl, daß mich dieser Mensch verfolgen würde!“ sagte er bitter — „dieser kalte, rachgierige Mayor!“

„Was hat er gethan? Laß mich nicht in dieser furchtbaren Spannung, Chester,“ sagte die bestürzte Frau.

„Ich erhalte den Befehl, vor ihm zu erscheinen, um mich wegen einer Anklage auf Trunkenheit zu verantworten,“ antwortete Chester, indem er sich zwang,

ruhig zu sprechen, obgleich seine dumpfe Stimme die schwere Anstrengung verrieth, welche es ihm kostete.

„Trunkenheit! Du!“ Und ein Lächeln stolzer Verachtung erschien auf den Zügen der schönen, jungen Frau.

„Wir wollen schlafen gehen,“ sagte Chester, indem er ihre Hand ergriff, „wir wollen versuchen, diesen Brief zu vergessen!“

„Wir waren erst vor einer halben Stunde so heiter,“ sagte Jane Chester, ihre Hand in die ihres Mannes legend, und dann verschwanden sie in dem kleinen Schlafzimmer.

„Ohne mich wäre dies nicht geschehen!“ murmelte die arme, kleine Mary Fuller, indem sie am Kamin niederkauerte und die beiden Händchen an die Stirn preßte, „o, wenn ich es doch jetzt abwenden könnte! Wenn ich nur niemals an der Thüre dieses harten Mannes geklingelt hätte. Was soll ich thun — was kann ich thun!“

„Komm, Mary, komm — wickle mir die Haare, die Mutter hat es vergessen,“ sagte Isabel, die in der Thüre der Kammer stand, wo die beiden Mädchen zusammen schliefen und heftig gähnte, denn das Kind war schlaftrunken. „Was für einen heiteren Abend wir gehabt haben — wenn ich nur nicht so müde wäre.“

Mary stand bereitwillig auf, setzte sich auf das Bett und fing an, Isabel zum Schlafen anzukleiden.

Die Augen der kleinen Schönheit waren schwer und sie bemerkte die Niedergeschlagenheit ihrer sanften Freundin nicht, aber nur die lieblichen Augen Isabel's wurden während der ganzen Nacht in jener einfachen Wohnung vom Schlummer besucht. Es war eine schwere Nacht für Chester und seine Frau, aber die Unglücklichste von allen war das arme Kind, dem ihre Barmherzigkeit das Leben erhalten hatte.

Achtes Kapitel.

Der Proceß Chester's.

Ein Paar Morgen vor der kleinen, in unserem vorigen Kapitel beschriebenen Geburtstagsgesellschaft, sah man zwei Männer in Begleitung des Alderman, den wir bereits bei dem Mayor getroffen haben, bei demselben eintreten. Der Mayor war in seinem Privatzimmer allein und der Alderman ließ seine beiden Begleiter im Vorzimmer, während er mit Sr. Ehren eine kurze, geheime Unterredung hatte. In dem Benehmen des Alderman's lag ein gewisser, geräuschvoller Triumph, welcher dem Mayor einigermaßen mißfiel, denn er hielt die Darlegung jedes Gefühls für eine Schwäche, aber er empfing seinen Freund mit seinem gewohnten, sanften Lächeln, und bat ihn, Platz zu nehmen.

Der Alderman schob seinen Ledersessel dicht neben den Mayor und legte seine breite, rothe Hand auf das Knie Sr. Ehren.

„Sie sind da — beide Zeugen sind hier, und bereit, Klage zu erheben — ich sagte Ihnen ja, daß es die rechten Leute wären, um diesem Chester Eins auszuwischen.“

„Hier!“ sagte der Mayor, „mein Freund — mein lieber Mann — Sie hätten die Zeugen nicht hierher bringen sollen. In allen zweifelhaften Fällen — verstehen Sie? — Nehme ich nie eine directe Klage an. Sie muß durch den Polizeihauptmann kommen — diese ganz besonders. Er muß mich amtlich zum Handeln auffordern.“

„Der Hauptmann!“ rief der Alderman verdrießlich, „ei, Chester ist einer seiner besondern Lieblinge. Es wird nimmermehr gehen, daß man ihm die Sache anvertraut.“

„O, fürchten Sie nichts, seine Pflicht zwingt ihn, die Klage vorzubringen, wenn sie einmal bei ihm eingereicht ist, darüber hinaus hat er bei der Sache weder Stimme, noch Macht. Es fällt nach dem Gesetz dem Mayor allein anheim. Er ist Richter — Geschworner, er ist in diesen Fällen, wie Sie wissen, das Gesetz.“

„Sie glauben also, daß man dem Hauptmann die Sache anvertrauen kann?“ fragte der Alderman, noch immer unentschlossen. „Ich bin überzeugt, daß er Alles thun wird, was in seiner Macht steht, um Chester zu retten.“

„Aber er besitzt keine Macht! Er hat nicht ein-

mal das Recht, die Zeugen abzuhören, wenn ich es nicht wünsche. Seine Einmischung ist eine bloße Form — aber es hat ein gutes Aussehen — die Hälfte von diesen Burschen verstehen nichts von dem Gesetz, und wenn wir sie fortjagen, so fällt etwas von der Gehässigkeit auf ihn. Es giebt ihm einen Anschein von Verantwortlichkeit, aber keinen Gedanken von Macht. Führen Sie Ihre Zeugen zu dem Hauptmann — zu dem Hauptmann, mein lieber Mann, und überlassen Sie das übrige mir — dem Gesetz."

Der Alderman verfügte sich wieder zu seinen Zeugen und ging nach dem Bureau des Hauptmanns. Vierundzwanzig Stunden darauf wurde von dessen Bureau aus der Brief abgeschickt, welchen Chester am Abend seines Geburtstages empfing.

Der Tag des Prozesses kam. Hinter dem Geländer im Bureau des Hauptmanns saß Se. Ehren, der Mayor und spitzte ruhig einen Bleistift, den er von Zeit zu Zeit auf einem vor ihm auf dem Pulte liegenden Bogen Papier probirte. Neben ihm befand sich der Schreiber, mit einem zierlich zusammengelegten Buch Papier vor sich, der müßig die Feder in der Hand hielt.

In einem Zimmerchen hinter dem Bureau saß der Polizeihauptmann — seine stattliche Gestalt füllte den ganzen Raum eines Arbeitssessels aus und sein heiteres, gutmüthiges Gesicht war durch die Besorgniß über das Schicksal des wackren, jungen Mannes vor

den Schranken, etwas bewölkt, denn er hatte den Angeklagten sowohl lieben, wie achten gelernt. Seine Gegenwart war Sr. Ehren augenscheinlich lästig, da er die treffenden Bemerkungen, die scharfe Bekanntschaft mit Menschen und Dingen fürchtete, welche er zu der Untersuchung mitbringen würde. Er würde es lieber mit sämmtlichen Advocaten von New-York als mit den klaren, aber scheinbar gleichgültigen Augen dieses einzigen Mannes zu thun gehabt haben. Aber dort saß der Hauptmann im Schatten seines Privatzimmers, auf seiner breiten Brust funkelte der Amtsstern, der durch eine massiv goldne Kette an seinen Rock befestigt war. Die Mauer hinter ihm war mit schweren Eichenknütteln, blank polirten Hand- und Fußeisen und verschiedenen anderen düster aussehenden Anhängseln seines Amtes verziert.

Der Mayor bewegte sich vergebens unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Vergebens richtete er seinen kalten, abstoßenden Blick auf den regungslosen Hauptmann. Von Zeit zu Zeit hätte man in den Augen dieses hartnäckigen Beamten ein verstecktes Lächeln bemerken können, aber übrigens schien er nicht das Geringste davon zu wissen, daß seine Gegenwart lästig sei. Der Mayor wagte es nicht den unerhörten Schritt zu thun, ihn zu ersuchen, daß er sich entferne, und die Untersuchung nahm daher nach ziemlich vielen bedeutungslosen Zögerungen ihren Anfang.

Chester stand in dem Verschlage, der den Mayor

und seinen Schreiber einschloß. Seine Haltung war fest, sein Gesicht ruhig und fast stolz, er erwartete das Verfahren in stiller Entrüstung. Hinter ihm standen die beiden Männer, denen er in der Nacht seines Falles aus dem Branntweinladen gefolgt war, und in einer Ecke des Bureaus saß Jones, der Wirth mit zwei bis drei, Chester ganz unbekannten Personen.

Der Mayor erhob die Augen, aber sie blickten über Chester hinaus. Er hatte trotz aller seiner Kaltblütigkeit nicht den Muth, gerade in die stolzen, forschenden, so fest auf ihn gerichteten Augen zu schauen.

„Ist Ihr Advocat hier, Mr. Chester," antwortete Se. Ehren.

„Ich bin da und bedarf keines Advocaten wenn mir Gerechtigkeit widerfährt," antwortete Chester fest.

„Ich hoffe, Sie zweifeln nicht daran," sagte der Mayor, indem er seinen Bleistift nochmals spitzte, denn er brauchte eine Beschäftigung für seine Augen und Hände.

Chester lächelte mit so viel vorwurfsvoller Verachtung, daß es der Mayor fühlte, obgleich er den Blick nicht nach dieser Richtung wendete.

„Ich warte auf den Beweis für die gegen mich erhobenen Beschuldigungen," sagte Chester.

Auf ein Zeichen des Mayor's trat Smith vor und wurde vereidigt. Die Augen Chester's ruhten auf ihm, als er das Buch berührte und der Mensch erbleichte sichtbar. Aber während seines falschen Schwu-

res — denn er sprach mit dem ersten Satze einen Meineid aus — erlangte er mehr Muth.

„Chester," sagte er, „sei in den Branntweinladen getreten, wo er mit seinem Freunde — hier zeigte er auf seinen Mitschuldigen — ruhig eine Stunde lang wartete, um dann etwas zu besorgen. Hier habe er ungefähr eine halbe Stunde damit verbracht, am Ofen Grog zu trinken. Sie hätten ganz besonders auf ihn Achtung gegeben, da es ihnen bekannt gewesen sei, daß es gesetzwidrig wäre, wenn ein Polizeidiener im Dienste trinke. Der Zeuge sei mit seinem Begleiter hinausgegangen und habe Chester augenscheinlich durch das von ihm Genossene sehr angegriffen am Ofen zurückgelassen. Während er mit seinem Begleiter unter einem alten, vor dem Branntweinladen wachsendem Baume gestanden habe, sei Chester beim Gehen taumelnd herausgekommen, und nach einem vergeblichen Versuche, sich aufrecht zu erhalten, ganz berauscht auf das Pflaster hingestürzt. Er sei in diesem Zustande von verschiedenen anderen Personen gesehen worden, aber der Zeuge und sein Freund hätten ihn nach Hause geführt und der Obhut seiner Frau übergeben."

Es war eine glaubhafte Geschichte und mehrere unschuldige Personen kamen herbei, um sie zu bestätigen. Sie hatten Chester auf dem Eise liegen sehen und gehört, daß er betrunken sei und bestätigten daher in gutem Glauben und ohne die Absicht, etwas Un-

rechtes zu thun, die lügnerische Erzählung, welche einen guten Namen vernichten sollte.

Chester stand dabei, als diese Geschichte durch die sanften, schlauen Fragen des Mayor's noch verstärkt wurde. Sein Gesicht war sehr bleich und er zitterte von Kopf bis zu Fuß vor tiefer, redlicher Entrüstung — er empfand etwas wie Entsetzen, ein ganz uneigennütziges Gefühl, indem er die kaltblütige Schlauheit und die gewissenlose Meineidigkeit analisirte, welche gegen ihn auftrat. Es lag wirklich etwas Erhabenes in dem tiefen Schweigen, womit er einen Zeugen nach dem andern ungehindert — unbefragt wieder abtreten ließ. Und alle diese schändlichen Lügen wurden von dem Schreiber protocollirt und der Alderman, der die Klage veranstaltet hatte, stand dabei.

Nun wurde Chester zur Vertheidigung aufgefordert. Er stand aufrecht da, und seine rechte Hand umschloß das Geländer. Seine Stimme war leise und tief wie eine Glocke und der Mayor fuhr bei deren hellem, eindringlichem Tone zusammen. Er erzählte die Wahrheit, die einfache, natürliche Wahrheit, wie wir sie dem Leser gegeben haben, aber mit Beredtsamkeit und Kraft, zu deren Beschreibung die Feder keine Macht hat.

„Jener Mensch,“ sagte er, indem er sich auf seinem Platze umdrehte und auf Smith zeigte, „lassen Sie jenen Menschen vortreten, und die Geschichte,

welche er beschworen hat, mit dem Gesicht gegen mich, Auge in Auge gegen den Mann, den er beschuldigt, erzählen. Wenn er das kann, so verlange ich keine weitere Vertheidigung. Er sage, wer ihn veranlaßt hat, dieses schändliche Unrecht auf einen Unschuldigen zu häufen, wessen tieferer und lästigerer Feindschaft er zum Werkzeug dient — was seine Belohnung sein wird! Er spreche es nur aus, während sein Auge in das meine blickt, so bin ich befriedigt."

Der so angeredete Schurke blickte in Chester's Augen, aber wie ein Vogel in das Auge einer Schlange schaut, er konnte nicht anders — sein Gesicht, ja sein Mund war weiß, er zitterte von Kopf bis zu Fuß. Das Gewissen, das an seinem bösen Herzen nagte, hätte ihm fast die Wahrheit entrissen, aber die kalte, leise Stimme des Mayor's trieb sie noch auf seinen bleichen Lippen zurück.

„Der Zeuge hat seinen Bericht unter seinem abgelegten Eide gegeben, Andere haben ihn bestätigt. Sie hatten damals das Recht, ihn zu befragen. Es ist kein Grund vorhanden, warum er ein zweites Verhör bestehen sollte."

Diese Worte hatten die gewünschte Wirkung. Smith holte tief Athem, nahm eine trotzig herausfordernde Miene an, sah sich nach seinem Gefährten um wie ein Bullenbeißer, der eben aus einem Kampfe gerettet worden ist, in welchem ihm Vernichtung drohte. Der Mayor fing wieder an seinen Bleistift zu spitzen,

und der Alderman machte den Versuch, ein Thürchen in der Ecke des Geländers zu öffnen, um sich Sr. Ehren zu nähern. Aber der zurückweisende Blick, welchen seine Bemühung, das Thürchen zu öffnen, bei diesem Beamten hervorrief, gebot ihm Einhalt. Der Mayor fühlte, daß jeder Schein des Einverständnisses selbst mit dem Alderman gefährlich sein würde, so lange der Hauptmann dabei saß, und das Verfahren mit so viel wirklicher Aufmerksamkeit und scheinbarer Gleichgültigkeit beobachtete.

„Und haben Sie nichts weiter vorzubringen — keine Zeugen?“ sagte der Mayor zu Chester.

„Nein,“ antwortete Chester, indem er sich große Tropfen von der Stirn wischte. „Ich habe die Wahrheit gesagt, wenn diese keinen Glauben findet, so sind alle Zeugen der Welt nutzlos.“

Jetzt kam aus einem Vorzimmer, in welchem sich die vergitterte Thüre einer Zelle befand, wo man zuweilen Gefangene verwahrte, und die mit den vergoldeten Sternen und Fahnen der Löschmannschaften behangen war, eine kleine, jugendliche Gestalt mit blassem, kränklichem Gesicht.

„Mary, mein armes Kind!“ sagte Chester, aber sie erhob nur die großen Augen auf einen Augenblick zu ihm, und trat an das Geländer, an welches sie sich mit einer Hand festhielt.

„Kann ich vereidet werden, wie die Männer dort?“ fragte sie den erstaunten Mayor in dem näm-

lichen sanften Tone, der schon einmal sein Mitleid angerufen hatte.

„Du! Was kannst Du von der Sache wissen?“ fragte der Mayor, der fast aus der Fassung gebracht wurde, in scharfem Tone.

„Nicht viel, aber etwas weiß ich doch,“ antwortete das Kind ruhig. „Darf ich sprechen?“

„Aber Du bist zu jung — wie alt bist Du?“ rief der Mayor, der hoffte, einen gesetzlichen Grund gefunden zu haben, um den lästigen, kleinen Balg, wie er das Kind in seinem Herzen nannte, abzuweisen.

„Ich bin zwölf Jahre, Sir — eben zwölf gewesen.“

Der Mayor warf einen unbehaglichen Blick auf das Zimmer des Hauptmanns und dann auf das Kind.

„Sir,“ bemerkte Chester, „ich weiß nicht, was dieses arme Kind aussagen will, aber ich verlange, daß es gehört wird.“

„Wenn Sie als Zeugin aufgerufen wird, so kann ihr das Recht zu sprechen nicht versagt werden,“ antwortete Se. Ehren, aber mit unruhigem Gesicht, dann nahm er eine kleine, abgenutzte, mit einem rothen Kreuze bezeichnete Bibel von dem Pulte vor sich und hielt sie dem Kinde hin.

Sie ergriff die Bibel mit beiden Händen und drückte ehrerbietig die Lippen darauf.

„Nun,“ sagte der Mayor, „was willst Du erzählen?“

„Es war dort draußen so still, daß ich wohl Alles hören mußte — die arme Mrs. Chester hatte so große Besorgniß und ich dachte, es würde mir vielleicht Jemand eine gute Nachricht geben, die ich nach Hause bringen könnte.“

„Das hat nichts mit der Sache zu thun, Kind.“

„Ich weiß es,“ antwortete das kleine Mädchen, den Verweis des Mayor's mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth hinnehmend. „Aber ich dachte, Sie könnten vielleicht fragen, wie ich an die Thüre gekommen bin. Nun, Sir, ich habe gehört, was die Männer da von Mr. Chester sagten. Ich erkannte ihre Stimme, denn ich habe sie schon gehört, nämlich in der Nacht, von welcher sie sprachen, als sie unter der großen Ulme standen und warteten, bis Mr. Chester herauskäme.“

„Unter der großen Ulme! — Und wie bist Du dorthin gekommen, Mary,“ rief Chester, den das Erscheinen des Kindes sehr überraschte.

„Erinnern Sie sich, Sir, daß Sie an jenem Abend klagten und sich ganz unwohl befanden, ehe Sie ausgingen? Mrs. Chester war sehr besorgt um ihn, Sir,“ fuhr das Kind fort, als es daran erinnert wurde, daß es den Mayor anreden müsse. „Wir saßen beisammen und nähten, und nachdem er ausgegangen war, sah ich, daß Mrs. Chester die Thränen in die Augen traten und ein paar Mal auf ihre Arbeit fielen. Sie weinte, weil ihr Mann — o, wenn Sie nur wüßten, wie gut er ist — in so bitter-

kaltem Wetter ausgehen mußte, während sein Husten wieder kam. Ich bemerkte, weshalb sie sich ängstigte und da er zu unwohl gewesen war, um sein Abendbrod zu essen, so bat ich sie, daß sie mich eine Tasse warmen Kaffee machen und sie ihm auf seine Wache hinaustragen lassen sollte. Sie wollte mich den Kaffee nicht machen lassen, aber der Gedanke gefiel ihr und sie kochte ihn selbst und goß ihn in einen kleinen Topf mit einem Deckel, während ich meinen Hut und Shawl nahm. Ich wußte den Weg, Sir, und fürchtete mich nicht im Geringsten vor der Nacht oder sonst etwas, denn die Sterne schienen und es fällt Niemand ein, einem armen Mädchen, wie mir, etwas zu thun. Die Einen bemitleiden mich und die Andern lachen, aber ich fürchte mich selbst in der Nacht niemals vor wirklichem Unglück. Ich sagte dies zu Mrs. Chester, denn sie wollte nicht, daß ich allein ausgehen sollte. Sie küßte mich und sagte, ich könnte gehen, denn Gott würde mich überall in seinen Schutz nehmen. Nun, Sir, ich ging, Straß' auf, Straß' ab und sehr langsam, denn das Eis war glatt. Dann sah ich Mr. Chester an einer Ecke stehen und nach den Fenstern eines Ladens sehen, über welchem eine große, ganz mit Eis bedeckte Ulme war. Ich erkannte ihn an der Art, wie er dastand und an seinem Stern, der im Mondschein schimmerte. Gerade als ich mit meinem Kaffeetopf über die Straße ging, sah ich einen kleinen Jungen unter dem Baume herauskommen und mit

Mr. Chester reden, worauf dieser hinüber eilte und in den Laden ging."

„Ich wußte, daß Mr. Chester nicht lange an diesem Orte bleiben würde und stellte mich daher auf der dunklen Seite hinter den Stamm des Baumes und wartete mit dem Kaffee unter meinem Shawl, um ihn warm zu halten, bis er wieder herauskommen würde. Es hatte in dem Laden etwas Lärm gegeben, wie wenn sich Leute stritten, aber es wurde Alles wieder ruhig und dann kamen zwei Männer heraus und blieben an dem Baume stehen, wo ich war. Ich blieb mäuschenstill und drückte mich fest an die dunkle Seite, denn die Männer lachten und ich fürchtete, daß sie über mich lachen würden, wenn ich an das Licht käme. Ich hörte jedes Wort, was sie sprachen, Sir, aber ich habe erst jetzt verstanden, was es bedeutete."

„Endlich haben wir ihn — Jones hat ihn den Branntwein nehmen sehen," sagte der Eine."

„Ja, aber er hat ihn nicht getrunken, das kann Jones nicht sagen. Es war eine andere Stimme, die diese Antwort gab, Sir."

„Aber er wird das oder jedes Andere sagen, was diesen Burschen aus dem Wege schafft — und das mußt Du und das will ich auch," antwortete die lauteste Stimme wieder."

„In diesem Augenblicke kam Mr. Chester aus dem Laden. Er sah sehr blaß aus, aber ich dachte,

es wäre nur der Mondschein, der durch das Eis, das über den ganzen Baum hing, auf ihn schien."

„Jetzt!" sagte der Eine von den Männern, „jetzt halte Deinen Fuß in Bereitschaft, wenn er hierherkommt."

„Mr. Chester kam auch nach dieser Seite, Sir, und ging sehr vorsichtig auf dem Eise. Wenn die Männer nicht dagewesen wären, so würde ich gleich zu ihm gegangen sein, aber ich wollte nicht, daß sie mich sehen sollten und wartete daher ein Wenig, da ich ihm nachgehen wollte, wenn sie fort wären und ihm den Kaffee geben. Er ging dicht an uns vorüber und fiel. Ich hörte die Männer leise — ganz leise lachen, als er herankam. Ich hörte sie rufen und sah andere Leute herankommen."

„Sie richteten ihn von dem Eise auf — die beiden Männer — und hielten sein Gesicht an die kalte Luft, sein Gesicht sah so weiß aus, daß ich glaubte, er sei todt und es war mir, wie wenn mich der Gedanke zu Eis erstarrte. Ich konnte weder sprechen, noch mich rühren. Rings um mich wurde Alles finster. Ich fühlte, wie mir der Kaffeetopf aus der Hand fiel und auf den Steinen zerbrach, aber ich konnte nicht einmal versuchen, ihn zu halten. Er war so gut gegen mich gewesen — ich hatte in der Kälte nur einen einzigen Gedanken — sie würden ihn todt zu seiner Frau nach Hause bringen. Ich wußte, daß es ihr das Herz brechen würde, und ich konnte mich

immer noch nicht rühren; als ich wieder etwas zu Kräften kam, gingen die beiden Männer die Straße hinab und hatten Mr. Chester zwischen sich. Ich folgte ihnen, aber der Schrecken hatte mich so schwach gemacht und meine Augen waren so voll Thränen, daß ich sie nur vor mir hin gehen sehen konnte, wie Leute in einem Nebel."

„Gerade als ich das Haus erreichte, gingen zwei Männer — die nämlichen, die Mr. Chester nach Hause gebracht hatten — sehr schnell und lachend an mir vorbei. Ich erkannte sie an ihrem Lachen, denn sie ließen mir keine Zeit, in die Höhe zu sehen. Ich hoffte deßhalb, daß ich Mr. Chester nicht so schwer verletzt finden würde, wie es den Anschein gehabt hatte. Dies gab mir Kraft und ich kam schneller nach Hause, wie ich dachte. Als ich hineinging, saß Mr. Chester am Feuer und zitterte wie ein Espenlaub und seine Frau stand neben ihm und netzte ihm den Kopf mit Wasser, und sie war blässer, wie ich sie jemals zuvor oder nachher gesehen habe!"

Hier schwieg das kleine Mädchen, ihre Augen senkten sich und der belebte Ausdruck ihres Gesichts verschwand, denn sie sah, wie sich das kalte, höhnische Lächeln, das dem Mayor eigen war, um seine Oberlippe legte — und es erstarrte ihr Herz.

„Hast Du die Gesichter dieser Männer gesehen — kannst Du sie wieder erkennen?" fragte der Mayor.

„Ich habe ihre Gesichter nicht deutlich genug

gesehen, um sie wieder zu erkennen, aber der Stimme dieses Mannes nach," sagte sie, auf Smith deutend, „bin ich überzeugt, daß er Einer davon gewesen ist!"

„Ist das Alles, was Du weißt," sagte der Mayor.

„Es ist Alles," lautete die leise Antwort. „Es ist Alles!" Und das Kind ging zu Chester und legte ihre Hand in die seinige.

Er drückte das Händchen, blickte freundlich zu ihr hinab und ihre Thränen fingen an zu fließen.

Der Mayor stand auf.

„Wir haben die Zeugen angehört und ihre Aussage ist sorgfältig niedergeschrieben worden. In ein Paar Tagen, oder spätestens einer Woche soll die Sache entschieden werden — sie erfordert Ueberlegung — eine sorgfältige Prüfung der Zeugenaussagen. Bis zur Verkündigung des Urtheils sind Sie ohne Löhnung suspendirt, Mr. Chester."

Der Mayor schloß seine Rede mit einer leisen Neigung des Kopfes und entfernte sich. Der Schreiber nahm sein Protocoll zusammen, und die Zeugen beeilten sich, einen Ort zu verlassen, wo sie mehr Aufregung gefunden hatten, wie sie erwarteten.

Chester stand mit der kleinen Mary an der Hand im Bureau, als der Hauptmann, sehr ernst aussehend, aber mit freundlichem Mitgefühl in seinem Wesen aus seinem Zimmer kam. Er drückte Chester die Hand und sagte ein Paar aufmunternde Worte. Chester konnte nicht sprechen. Seine festen Lippen fingen an

zu zittern, er sank auf einen Stuhl, warf die Arme über das Geländer, legte das Gesicht auf dieselben, und der stolze, gekränkte Mann schluchzte wie ein Kind.

Was die ganze Kälte und Falschheit seiner Feinde nicht hatte bewirken können, wurde durch ein Paar Worte ungekünstelten Mitgefühls herbeigeführt. Diese allein hatten die Macht, seiner männlichen Festigkeit Thränen zu entlocken. Chester führte seine kleine Schutzbefohlene mit schwerem Herzen nach Hause und ein schweres, schweres Herz kam dem seinigen mit lauten Schmerzensschlägen entgegen, als er in das Gemach trat, wo ihn seine Frau weinend erwartete.

Neuntes Kapitel.

Armuth, Krankheit und Tod.

Sechs lange Wochen hindurch erhielt der Mayor von New-York Chester in Ungewißheit, und der niedergedrückte Mann hatte während dieser ganzen Zeit keine anderen Unterhaltsmittel, als die, welche die Arbeit seiner Frau gewährte. Die zarte Frau saß Tag und Nacht mit der Nadel arbeitend da, und das Lächeln auf ihrer Lippe verscheuchte die Thränen aus ihren Augen. Ihr ganzes Mitgefühl gehörte dem Manne ihrer Wahl. Das ihm zugefügte Unrecht erfüllte sie mit Betrübniß und Entrüstung. Sie war eine edelmüthige und echt weibliche Frau, besaß aber ein lebendiges Rechtsgefühl und sie mußte einen Menschen, der die Gesetze der gewöhnlichen Billigkeit verletzen konnte, die ihn mit seinem Nächsten verbinden sollten, verdammen.

Ihre Ueberzeugung richtete sich sofort mit dem

lebhaften, instinktmäßigen Gefühl, welches denkenden Frauen eigen ist, auf den Mann, von dem ihrem Gatten das tiefste Unrecht zugefügt worden war. Ihre innige Liebe verlieh ihr fast die Macht des Hellsehens, und es gelang dem Mayor, trotz aller seiner Schlauheit nicht, jene Frau mit reinem Herzen und klarem Geiste zu hintergehen. Sie wußte, daß er der Feind ihres Mannes sei und — verurtheile sie nicht, freundliche Leserin, ehe Du ein ähnliches Unrecht erfahren hast — ihre sanfte Seele erhob sich gegen diesen Menschen, sie konnte nicht an ihn denken, ohne daß ihr Herz und ihre Wange vor Entrüstung geglüht hätten. Sie konnte seinen Namen nicht nennen hören, ohne von Abscheu durchzuckt zu werden. Sie sah, wie die Wange ihres Gatten mit jedem Tage bleicher, sein fester Schritt immer schwächer wurde. Bei Nacht schreckte sie sein dumpfer Husten aus dem kurzen Schlummer, in welchen sie gesunken war, dann stieg die Gestalt seines rachgierigen Feindes vor ihrem Geiste empor, und ihre Seele wendete sich schaudernd von dem Bilde ab.

Ich weiß, daß es Christenpflicht ist, zu verzeihen, daß wir, wenn die eine vertheidigungslose Wange von einem schlechten Menschen einen Schlag erhalten hat, die andere der erhobenen Hand darbieten sollen. Aber der Herr des Himmels und der Erde verspricht keinem Vergehen Vergebung, wenn ihm nicht Reue folgt, und wo Gott selbst die strenge Scheidelinie

zwischen Gerechtigkeit und Gnade zieht, darf man kein menschliches Wesen verdammen, weil es einem unbereuten Unrecht die Verzeihung versagt. Vergebung eines Unrechts, für welches eine Sühne geboten wird, ist eine süße Pflicht des edlen Herzens. Aber ohne Reue — die Darbringung der Seele des Sündigen — darf Niemand von seinem Nebenmenschen erwarten, was die göttliche Gerechtigkeit versagt Wenn wir die Rache dem Herrn überlassen, so möge auch seine hohe Weisheit über die Pflicht des Verzeihens entscheiden.

Mrs. Chester sah mit schwerem Herzen, wie ihr Mann immer schwächer wurde. Sein Geist blieb fest, aber betrübt, denn es lag ein Schatten auf ihm, aber sein hinfälligerer Körper unterlag und die fortdauernde Ungewißheit nagte wie ein Wurm an seiner Kraft. Chester wußte, daß er jeden Tag vor diesen Mann gerufen, als Trunkenbold gebrandmarkt und mit beflecktem Rufe und gebrochener Gesundheit der menschlichen Barmherzigkeit hingeworfen werden konnte. Dieser Gedanke lastete Tag und Nacht auf ihm, verschlimmerte seinen Husten, höhlte seine Augen aus und beugte seine hohe Gestalt sichtbar nieder.

Mrs. Chester fuhr fort zu arbeiten und neben ihr konnte man stets die kleine Mary still und mild in ihrer schönen Dankbarkeit, sich gleichfalls für das Wenige abmühen sehen, was der Familie Nahrung gewährte. Es blieb ihnen nichts für die Miethe, nichts

für die tausend kleinen Bedürfnisse, die sich fortwährend in einer Haushaltung ergeben. Die beiden hochherzigen Wesen konnten nur den Lebensunterhalt und weiter nichts erwerben, und so kam nach einiger Zeit mit dem Zinstag die bleiche Armuth, und starrte ihnen in das Gesicht, und verfinsterte die Thüre mit ihrer beharrlichen Anwesenheit. Dann fing Jane Chester an zu zittern — sie überlieferte dem Feinde einen ihrer kleinen Haushaltungsschätze nach dem andren — ihr Arbeitskästchen — ihren Tisch — jedes Schmuckstück, und endlich ihr Bett. Die feindselige Armuth nahm sie alle hin, und forderte noch immer mehr, bis sie nichts mehr zu geben hatten. Jane Chester bewahrte trotz alledem noch immer die Hoffnung; sie wollte nicht glauben, daß ihre schönen Tage auf immer dahin seien. Ihr Mann mußte freigesprochen werden — er würde sich dann erholen, und die Krankheit überwinden, welche die Besorgniß herbeigeführt hatte. Sie sagte dies immer, und immer wieder — die kleine Mary hörte mit Thränen in den Augen zu, und Chester wendete den Kopf ab, oder sah sie mit trübem Lächeln an.

Endlich, als die Spannung bereits angefangen hatte, an seinem Leben zu nagen, wurde Chester vor den Mayor berufen. Die Aufregung verlieh ihm an jenem Tage übernatürliche Kräfte und er gehorchte, auf sein Schicksal gefaßt, dem Befehl.

Se. Ehren empfing ihn allein im Bureau des

Hauptmanns. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck freundschaftlichen Mitleids und er drückte Chester sanft die Hand.

„Ich habe nach Ihnen geschickt," sagte er, indem er die gühende Hand losließ, welche er erfaßt hatte, und Chester winkte, sich zu setzen — „ich habe nach Ihnen geschickt, um Ihnen als Freund zu rathen."

Chester senkte den Kopf, sprach aber nicht. Er setzte sich jedoch nieder, denn seine Glieder zitterten vor Schwäche.

„Ich habe die Entscheidung in Ihrer Sache länger, wie gewöhnlich aufgeschoben," fuhr der Mayor, mit einer vor ihm auf dem Pulte liegenden Feder spielend fort, „weil ich hoffte, daß sich etwas ereignen könnte, was den Stand der Dinge ändern würde. Es ist ein sehr peinlicher Fall, Mr. Chester, und ich wollte, die Verantwortlichkeit läge auf einem Andren — aber die Aussagen waren zu klar. Sie haben es Alles selbst gehört — mehrere Personen sagten das nämliche aus, es hat sich seitdem nichts weiter ergeben, und ich muß als verpflichtete, obrigkeitliche Person meine Pflicht thun."

Chester sprach nicht; seine Wangen und Lippen wurden etwas blässer, als wie sie die Krankheit gemacht hatte, und er richtete die großen, vor Fieber und Aufregung leuchtenden Augen fest auf den Mayor.

Es lag in dem Blicke dieser Augen etwas, das den Mayor seinen Platz auf seinem Ledersessel sehr

unbehaglich machte. Er fing an, allerlei bedeutungslose Figuren auf einen vor ihm liegenden Bogen Papier zu zeichnen.

„Ich werde gezwungen sein, Sie abzusetzen," fuhr Se. Ehren fort. „Bei den vorliegenden Zeugenaussagen könnte ich es vor meinen Wählern nicht verantworten, wenn ich anders handelte, aber es giebt ein Mittel, und deshalb habe ich nach Ihnen geschickt — es giebt ein Mittel, wodurch die Schande von Ihnen abgewendet werden kann. Wenn Sie sich entschließen könnten, selbst auszutreten, vielleicht auf den Grund Ihrer schwankenden Gesundheit — Sie sehen in der That nichts weniger wie kräftig aus — so würde die ganze Schande der Entlassung sogleich beseitigt sein, und mir eine sehr schmerzliche Aufgabe erspart werden."

Chester stand fest und entschlossen auf, die hectische Röthe kehrte auf seine Wange zurück und seine Augen nahmen einen unnatürlichen Glanz an.

„Sie können mich entehren, Sir, Sie können mich verderben, wenn Sie wollen. Ich weiß, daß Sie die Macht haben — daß gegen den Buchstaben so wie den Geist unserer Gesetze der Hauch Eines Mannes mächtig genug ist, um über das Schicksal von neunhundert seiner Mitmenschen zu entscheiden — ich weiß, daß der Angeklagte gegen Ihre Entscheidung keine Berufung einlegen kann, wenn Sie ungerecht urtheilen, daß ihm keine Abhülfe gegen die Ungerechtigkeit zu Gebote steht. Obgleich ich dies Alles weiß

— obgleich ich weiß, daß der Selbstherrscher von Rußland außer in seiner umfangreicheren Fähigkeit, Unrecht zu thun, keine unumschränktere Gewalt besitzt, wie die, welche die Bürger von New-York Ihnen, einem einzelnen Menschen und einem Bürger, wie Sie selbst, gegeben haben — ich sage, trotzdem daß ich dies Alles weiß, und an mir selbst erfahre, welche Ungerechtigkeit und welche Gefahr dies dem Einzelnen bringt, so will ich doch nicht freiwillig der Ungerechtigkeit, die Sie auszuführen gedenken, keinen Augenblick Bestärkung oder Beschönigung verleihen. Ich werde nicht zurücktreten — ich werde bis zum letzten Athemzuge gegen den grausamen Betrug protestiren, der wider mich ausgeübt worden ist, wenn ich auch weiß, daß es fruchtlos ist."

Der Mayor ließ die Feder fallen. Das Blut stieg zum ersten Male in seinem Leben in dieses unbewegliche Gesicht, außer um die Oberlippe, welche bleich wurde, indem sie sich unter der Nase zusammenzog, welche sich etwas weiter öffnete, als der Zorn sein kälteres Gefühl überwältigte. Er wendete die Augen unruhig von einem Gegenstand zum andren, und warf nur verstohlene Blicke auf das Gesicht seines Opfers.

„Ich habe Ihnen zu Ihrem eigenen Besten gerathen," sagte er endlich. „Wenn Sie dem Gesetze seinen Lauf lassen wollen, so ist nichts mehr zu sagen."

Chester wischte sich die großen Tropfen von der Stirn und Oberlippe, wo sie sich wie Regen gesammelt hatten.

„Sie sind also entschlossen. Sie wollen keinen Rath annehmen!" fuhr der Mayor nach kurzem Schweigen fort, als er bemerkte, daß Chester aufstehen wollte.

„Nein, ich werde meine Entlassung nicht eingeben. Und wenn es mir das Leben retten könnte, würde ich Ihr Verfahren nicht auf so feige Weise sanctioniren. Wenn ich als Polizeidiener entlassen werde, so müssen Sie, Sir, die Verantwortlichkeit auf sich nehmen!"

Chester nahm seinen Hut und Stock.

„Ich will noch warten. Vielleicht überlegen Sie es besser," sagte der Mayor gleichfalls aufstehend.

Chester drehte sich um und stützte sich auf seinen Stock.

„Sie haben meine Antwort gehört. Ich bin auf mein Schicksal gefaßt!" Und der unglückliche Mann ging an allen Gliedern zitternd fort, während seine Brust wie von einem eisernen Reifen umschlossen war.

Der Mayor blickte ihm unbehaglich nach. Sein gewöhnlicher Kniff, einen freiwilligen Rücktritt zu veranlassen, wenn die Verantwortlichkeit schwer zu werden drohte, war mißlungen. In diesem Falle machten die Anwesenheit des Polizeihauptmanns bei Chester's

Verhör — der Ruf des Mannes, und vor allem seine Bekanntschaft mit den Mitteln, durch welche sein Verderben herbeigeführt worden war, den ehrenwerthen Beamten besonders besorgt. Es war ein Fall, um welchen sich die Oeffentlichkeit vielleicht kümmern würde, besonders wenn es zur allgemeinen Kenntniß kam, daß der Hauptzeuge die durch Chester's Verderben freigewordene Stelle bekommen sollte. Er hatte die meisten Menschen bereit gefunden, einen Theil ihres verlorenen Rufes durch einen freiwilligen Rücktritt zu retten, und so listiger Weise gar manchen ehrlichen Mann durch die Furcht von seiner Stelle vertrieben, während er nicht gewagt haben würde, ihn offen zu verurtheilen. Der Mayor hatte Chester in dieser Hoffnung zu sich gerufen. Aber die edle, muthvolle Seele des Polizeidieners, die ihr eigene Einfachheit, Kraft und sein tiefes Gefühl der Wahrheit, bildeten einen Charakter, der hoch über dem Fassungsvermögen Sr. Ehren stand. Seine Schlauheit und feine Politik waren hier ganz weggeworfen. Der Mayor folgte dem wackren Manne mit haßerfüllten Augen, dann stand er auf, indem er murmelte: —

„Er muß fort, und wenn es mir meine Stelle kosten sollte!“ Und ging dem Polizeidiener, seinen Namen rufend, nach.

„Es bedarf keiner weiteren Zeit zur Ueberlegung,“ sagte er, indem er an seinen Hut griff, als er das Rathhaus verließ. „Sie können Morgen Ihren

Stern und Ihr Buch zu dem Hauptmann bringen, sie werden für einen Andren gebraucht."

„Heute Abend — ich werde sie sogleich bringen!" sagte Chester zusammenschreckend, denn er war sehr schwach und die Stimme des Mayor's drang so unerwartet zu seinen Ohren. Dann murmelte er vor sich hin, „möge mir Gott gnädig sein, Morgen habe ich vielleicht nicht die Kraft dazu."

Als Chester am Morgen ausging, hatte seine Frau über Unwohlsein geklagt, und dies erhöhte bei seiner Rückkehr noch seine Niedergeschlagenheit. „O, welche Nachricht bringe ich ihr, um ihren Zustand zu verbessern," dachte er, „was werde ich ihr diesseits des Grabes außer Sorge und Schmerz noch zu bieten haben, schwach wie ein Kind — entehrt! O, Jane, mein theures Weib, wie wirst Du das Alles überleben können, was nur zu gewiß über Dich hereinbrechen muß!"

Chester stieg durch diese Gedanken traurig gestimmt die Treppe hinauf. Er trat in das Zimmer, das früher der Schauplatz so vieler unschuldigen Freuden gewesen war, und fand Isabel weinend allein am Feuer sitzend. Chester liebte sein schönes Kind, und ihre Thränen weckten neue Schmerzen in seiner Brust; es kam ihm der Gedanke, daß sie vielleicht hungrig sei, und deshalb weine. Er hatte in der letzten Zeit oft gedacht, daß es ihnen allen endlich hieran fehlen müsse, aber jetzt, wo es so nahe schien, erfüllte es ihn

mit tödtlicher Schwäche. Er setzte sich, und versuchte, das Kind auf seine Knie zu heben, aber er hatte nicht die Kraft, sie vom Boden in die Höhe zu nehmen und zog sie, den Versuch aufgebend, mit einem traurigen Blicke fest an seine Brust, sein Kopf sank auf ihre Schulter und er weinte, wie ein Kind.

Isabel wischte ihm die Thränen ab, und schlang sanft die Arme um seinen Hals. „O, Papa, betrübe Dich doch nicht so sehr. Ich wollte, ich hätte nicht geweint."

„Und was bekümmert Dich denn?" fragte Chester, mit sich selbst kämpfend. „Bist Du — bist Du hungrig, mein Kind?"

„Nein, das ist es nicht, aber Du weißt, die Mama hatte so heftige Kopfschmerzen, und wir wollten gern etwas für sie thun, aber Mary und ich konnten weder Kampfer, noch Eau-de-Cologne, noch sonst etwas im Hause finden, und die arme Mama wurde immer kränker, und Mary und ich kamen deshalb überein, den Kanarienvogel zu verkaufen. Es war kein bischen Futter mehr in dem Käfig, nichts wie Hülsen, und das arme Ding fing an, den Kopf hängen zu lassen, mache uns also keine Vorwürfe, wir hatten kein Geld zu Futter und jetzt, wo Du und die Mama beide krank seid, dachte Mary, daß es besser wäre, wenn wir den Vogel verkauften."

Chester stöhnte und sein Kopf sank wieder auf die Schulter des Kindes.

„Papa, bist Du böse?“ sagte Isabel, und die Thränen traten ihr wieder in die Augen.

„Nein, mein Kind, nein. Es war ganz recht, es war das Beste. Aber Deine Mutter, ist sie sehr krank?“

„Sie schläft jetzt! Deshalb weinte ich nur ganz leise, als Mary Fuller mit dem Vogel fortging — Mary nahm mir das Versprechen ab, daß ich nicht laut weinen wollte, um sie nicht aufzuwecken.“

Chester stand auf und ging leise nach dem Schlafzimmer. Das kleine Gemach sah traurig und ärmlich aus, aber es war noch in jeder Hinsicht reinlich und nett. Der Secretär war fort, und das Strohbett sah, wenn es auch sorgfältig gemacht war, im Vergleich zu dem Lager, auf welchem wir Isabel zuerst erblickten, unbehaglich aus.

Mrs. Chester lag in schwerem Schlummer auf dem Bette. Ihre Wangen waren geröthet, und ihr Athem hatte etwas unnatürlich Beschwerliches. Es schien jedoch noch kein Grund zu Befürchtungen vorhanden zu sein. Die arme Frau hatte, seitdem ihre Sorgen drückender geworden waren, oft an nervösem Kopfweh gelitten, und dies schien nur ein heftigerer Anfall, wie gewöhnlich zu sein.

Chester strich ihr das Haar von der Stirn, küßte sie, und ging leise hinaus, indem er Gott dankte, daß sie nicht munter war, um seine schlimmen Nachrichten zu hören.

Er setzte sich an das Fenster, denn es war jetzt Frühlingsanfang und Isabel schmiegte sich an seine Seite. Das Kind fand in seiner Anwesenheit einen Trost für den Verlust ihres Vogels. Sie hatten ungefähr eine halbe Stunde beisammen gesessen, als Mary Fuller nach Hause kam. Ihr Gesicht verrieth deutlich getäuschte Hoffnungen und ihre Augen waren mit Thränen gefüllt.

„Hast Du es ihm gesagt?“ fragte sie Isabel.

„Ja, mein liebes Mädchen, sie hat es mir gesagt. Du hast sehr recht gethan, den Vogel zu verkaufen,“ sagte Chester, indem er ihr die Hand reichte.

Das Kind trat zu ihm und sah ihm ernst in das Gesicht.

„Sie sehen sehr krank aus — haben Sie Schmerzen?“ sagte sie, „es fehlt Ihnen etwas, Mr. Chester.“

„Ich habe hier einigen Schmerz,“ sagte Chester mit trübem Lächeln, indem er die Hand auf die Brust legte. „Es ist mir, als ob ich einen eisernen Reifen um mich hätte, der sich immer fester zusammenzöge. Zuweilen beraubt es mir den Athem ganz und gar.“

Mary berührte seine Hand, sie glühte, wie wenn er eine heiße Kohle darin hätte, ihre Augen füllten sich mit seltsamem Schrecken, sie setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, zu Chester's Füßen und verbarg ihr schmerzensvolles Gesicht in ihrem Schooße.

„Hast Du — hast Du den Vogel verkauft?“ fragte Isabel, indem sie Mary's Schulter berührte.

„Ja," antwortete Mary mit erstickter Stimme, „aber sie wollten mir nur einen halben Dollar dafür geben. Sie sahen, daß wir Geld brauchten — aber ich wollte ihn nicht auf immer fahren lassen — sie werden uns später erlauben, ihn wieder zu kaufen."

„O, das ist um so besser! Wenn der Papa seine Stelle wieder bekommt, können wir das Vögelchen zurückkaufen," sagte Isabel, von ihrem schwersten Kummer befreit, aber die so arglos ausgesprochene Hoffnung drang wie ein Messer in das Herz ihres armen Vaters. Wenn er seine Stelle wieder bekommen würde! Diese Zeit sollte niemals, niemals kommen! Er war entehrt — ein gebrandmarkter, vernichteter Mensch. Die Worte des hoffnungsreichen, kleinen Mädchens hatten ihm bitter die ganze Ueberzeugung hiervon zurückgerufen. Es entschlüpfte ihm ein dumpfes Stöhnen. Mary erhob den Kopf und sah ihn traurig an, während er im Zimmer hin und her ging.

„Mr. Chester," sagte sie, indem sie ihm folgte, mit leiser, ängstlicher Stimme, „sehen Sie nicht so betrübt aus. Ich wollte sie könnten nur ein Wenig weinen — ein ganz kleines Wenig, das wird Ihnen gut thun. Kommen Sie herein und sehen Sie sie an, vielleicht wird das die Thränen herbeibringen."

„Hier liegt es, mein Kind, hier liegt es," antwortete Chester, indem er die eine Hand auf die Brust preßte. „Ich kann nicht athmen."

„Vielleicht — o, ich bin fest überzeugt, daß es

nur die Thränen sind, die nicht zu Ihren Augen hinaufkönnen und dort schwer liegen. Das macht großen Schmerz — ich kenne es."

„Es ist etwas Schlimmeres wie das," sagte Chester und seine Augen füllten sich mit Thränen. „Ich fühle es — ich fühle es, es ist —"

„Was ist es, Sir? O, Sie dürfen es mir sagen, Sir?"

„Nein, es ist nichts, vielleicht verschont mich Gott noch."

Mary sah ihn einen Augenblick an und wendete sich dann ab. Sie ging in das Kämmerchen, wo ihr Bett stand, schloß die Thüre und kniete nieder. Sie weinte nicht, wie andere Kinder von ihrem Alter vielleicht gethan haben würden, sondern faltete die Hände, erhob das sanfte Gesicht gen Himmel und betete in ihrem Herzen. Nach kurzer Zeit kamen die Worte innig beredt und voll hoher, einfacher Kraft auf ihre Lippen geströmt. Ihre kleine Gestalt schien sich in der Energie ihres Gebets zu vergrößern und aufzurichten.

„O, Gott, o, Vater, der Du im Himmel bist, Du, der Du diese Deine Kinder so gut und schön gemacht hast, blicke auf mich herab — neige Dich einen Augenblick von dem leuchtenden Throne herab, zu welchem Du meinen Vater gerufen hast, und höre auf mich, sein einziges Kind. Ich bin schwach, hülflos und ganz allein. O, Gott, es braucht sich Nie-

mand auf Erden zu betrüben oder eine Thräne zu vergießen, wenn ich in mein kleines Grab gelegt werde noch ehe der Morgen anbricht. Blicke auf mich, Gott, sieh ob ich nicht ein nutzloses und häßliches Wesen bin, welches Deine Geschöpfe mit Mitleid, aber ohne andere Liebe, wie die, welche Thränen entlockt, betrachten können. Nimm mich, o, Vater, nimm mich von der Erde, und laß den guten Mann mit seiner Frau und seinem Kinde da. Ich bin bereit, ich will mich gern noch heute Abend in das tiefste Grab legen, wenn nur dieser, mein gütiger Freund, für die leben darf, die ihn so sehr lieben. Vater — o, Du mein Vater, der Du Gott näher bist, wie ich, bitte für mich, bitte für ihn, bitte, daß Dein kleines, häßliches Kind zu der Heimath hinaufgerufen wird, wo ihr Vater ist — und daß der, der Dein Kind gerettet und ihm Nahrung und Obdach gegeben hat, hier bleiben darf, um sein eigenes zu erhalten und zu schützen."

Es war, wie wenn der hohe Geist der Aufopferung, der das Kind erfüllte, sowohl seine Sprache, wie sein Gesicht verschönert hätte. Ihre bleichen, abgefallenen Züge leuchteten von dem Geiste eines Engels — das sanfte Pathos ihrer Stimme glich dem Rieseln von Wassertropfen auf Marmor. Ihre Lippen hatten schon längst aufgehört sich zu bewegen und noch immer waren ihr Gesicht und ihre Hände zum Himmel erhoben.

Chester hörte das Murmeln ihrer Stimme und sein Herz wurde dadurch beruhigt. Er ging in das Schlafzimmer seiner Frau und neigte sich leise über die Schlummernde. Das Fieber röthete noch immer ihre Wangen, und sie murmelte unruhig, als Chester ihre Hand sanft ergriff und seine bleiche Wange darauf drückte. Der bekümmerte Mann blickte lange nnd traurig auf die geliebten Züge; er strich das Kopfkissen glatt, er breitete die kühlende Leinwand leise über ihren Arm, er benetzte ihre Stirn mit kaltem Wasser und dann mit seinen Thränen, als er sich niederbeugte, um sie zu küssen, ehe er hinausging.

Dann kehrte er in das andere Zimmer zurück und nahm aus einem Kasten seinen Stern und sein Amtsbuch. Diese packte er sorgsam ein und steckte sie in die Brusttasche. Er verweilte noch immer im Zimmer, ging von einem Fenster zum anderen und blickte traurig auf sein Kind.

„Isabel, ich gehe aus, komm und küsse mich.“

Das Kind kam heiter lächelnd mit ausgebreiteten Armen zu ihm. Chester setzte sich nieder, nahm sie auf seine Knie, schloß ihre Händchen in die seinen und blickte ihr traurig in die Augen.

„Isabel!“ sagte er mit einer Feierlichkeit, welche das Kind mit Furcht erfüllte.

Sie blickte verwundert empor. Er sagte nichts weiter, sondern fuhr fort, sie anzusehen. Seine Brust hob sich in schwerem Kampfe, ein Seufzer nach dem

andern entrang sich seinen Lippen und er hob sie sanft von seinen Knien herab. Er wollte eben hinausgehen, als Mary Fuller aus ihrem Schlafkämmerchen trat. Chester drehte sich um, legte ihr beide Hände auf den Kopf, und als sie die milden Augen zu ihm aufschlug, neigte er sich hinab und küßte sie zum ersten und zum letzten Male in seinem Leben.

Chester trat mit schwachem, langsamen Tritt in das Bureau des Hauptmanns und übergab sein Buch und seinen Stern. Er hielt sich nicht weiter zu einem Gespräch auf und beantwortete die freundlichen Worte, mit welchen er empfangen wurde, nur durch ein leises Lächeln. Es regnete als er hinausging und ein dichter Nebel lag tief auf der Erde. Die Nacht brach trübe und düster herein und Alles schien von Trauer erfüllt zu sein. Chester ging immer weiter. Er achtete nicht auf den Weg, sondern bog mit rastloser Eile um eine Ecke nach der andren, während die eine Hand in seiner Brust wühlte, als ob er so den Schmerz herausreißen könne, der ihn zu ersticken drohte, und die andre den Stock umklammerte, auf welchen er sich von Zeit zu Zeit stützte, wenn er stehen blieb.

Es war jetzt ganz dunkel und Chester fand sich in einer der dumpfigen Straßen, welche auf die Werft führen. Die Luft kam vom Flusse durch einen Wald von hohen Masten herüber, und als sie über Chester's Gesicht strich, holte er tief Athem, aber der Anstrengung folgte ein stechender Schmerz — ein Husten,

der wie ein Messer in seinen Lungen wühlte — und dann entströmte seinem Munde eine Fluth schaumigen, hellrothen Blutes, die sich über seine Hände und Kleider ergoß.

Chester stand auf dem Quai. Darunter lag das Wasser — dicht vor ihm die großen, stummen Schiffe. Er warf einen wilden Blick auf diese leblosen Gegenstände, setzte sich auf das Bauholz, umschloß den Knopf seines Stockes mit beiden Händen und legte die feuchte Stirn auf sie. Das Herzblut wallte immer schneller und schneller zu seinen Lippen auf. Es strömte wie Wein aus der Kelter, und jede neue Woge führte einen Theil seines Lebens mit sich fort.

Chester dachte an seine Heimath — an seine Frau, sein Kind — er wollte bei ihnen sterben, er wollte noch mit dem Tode kämpfen und sich so viel Leben erringen, daß es genügen würde, um zu ihnen zurückzugelangen. Er preßte die eine Hand auf den Mund und stand taumelnd auf — der Stock bog sich unter ihm wie ein vom Winde hin- und hergewehtes Bäumchen. Er that einen einzigen Schritt, knickte zusammen und taumelte auf das Holz zurück. Ein Stöhnen, ein leiser, seufzender Laut — dem nur das dumpfe, schwere Brausen der unten gegen die Bolen des Quai's schlagenden Wogen antwortete. Ein zweites Stöhnen — ein Zucken aller Glieder und dann senkte sich der Nebel wie ein Leichentuch auf ihn hinab.

Zehntes Kapitel.

Wachen und Harren.

Als Mrs. Chester aus ihrem Schlummer erwachte, der nur aus einem einzigen wirren, peinlichen Traume bestanden hatte, fragte sie die schnell an ihr Bett eilenden Kinder, ob der Vater noch nicht zurückgekehrt sei und ob sie noch keine Nachricht von dem Bureau des Mayor's hätten. Sie antworteten, daß er soeben erst das Haus verlassen habe und während ihres Schlummers fast eine ganze Stunde bei ihr gewesen sei. Sie lächelte sanft, schloß die schweren Augen und wendete den Kopf auf dem Kissen um, stöhnte aber wegen der Schmerzen, die ihr diese geringe Bewegung verursachte.

Mary ging an den kleinen Tisch, den sie in Erwartung der Rückkehr Mr. Chester's gedeckt hatte und kehrte mit einer Tasse warmen Thee zurück.

„Wenn Sie nur ein Wenig hiervon trinken könnten, Madame," sagte sie, indem sie den Thee mit einem blanken, silbernen Löffel, dem letzten von einem ganzen Dutzend, umrührte. „Er thut Ihrem Kopfe immer so wohl."

Mrs. Chester stützte sich auf den Ellbogen und versuchte den Thee zu trinken, aber sie war schwindlig und wendete sich nach dem ersten Löffel voll mit Widerwillen ab.

„Ich kann ihn nicht trinken, o, nur ein Glas kaltes, kaltes Wasser!“

Mary eilte in das Nebenzimmer und kehrte mit Wasser zurück, aber es schmeckte der armen Kranken lau und sie benetzte nur ihre vertrockneten Lippen damit.

„Du bist krank, Du bist sehr krank,“ sagte Mary, „das scheint mehr wie ein unbedeutendes Kopfweh zu sein. Darf ich nach einem Arzte laufen?“

„Wir haben kein Geld, um einen Arzt zu bezahlen, mein Kind,“ sagte die arme Kranke, die heißen Hände faltend. „Wer wird jetzt für Euch Alle Brod verdienen, wer ihn trösten, da ich krank bin.“

„Ich will mein Möglichstes thun und das wird auch Isabel!“ antwortete Mary. „Uebrigens ist vielleicht —“

Das Kind schwieg und senkte die Augen. Sie wollte eben sagen, daß vielleicht der Mayor am Ende doch nicht so sehr streng gegen Mr. Chester sein werde, aber wenn sie an das Aussehen und Benehmen des unglücklichen Mannes dachte, so konnte sie das in Wahrheit nicht sagen, da sie eben so gut wußte, wie wenn es ihr in Worten gesagt worden wäre, daß ihr Wohlthäter keine Hoffnung habe. „Vielleicht,“ setzte sie hinzu, „trägt sich etwas zu. Sie wissen, als es mit mir am Schlimmsten stand, geschah auch etwas.“

„Und gewiß steht es jetzt am Schlimmsten um uns,“ murmelte Mrs. Chester, sanft die Hände faltend — „nein, nicht am Schlimmsten,“ fuhr sie heftig zusammenschreckend fort, „denn ich bin noch nicht Witwe.“

Gott helfe der armen Frau. Sie war schon jetzt Witwe.

Die beiden Kinder blieben in jener Nacht auf

und wachten bei der Kranken und warteten auf die Rückkehr des Vaters, der so kalt und still auf dem nassen Holze des düsteren Quai's lag. Sie hatten den ganzen Tag nichts gegessen — wenigstens Mary — und sie zerschnitten jetzt das Brod und aßen es, ließen aber eine kleine bedeckte Schüssel, die für Chester zubereitet worden war, unberührt. Sein Abendessen war den kleinen Mädchen heilig. So hungrig und erschöpft sie auch waren, so warf doch keine von beiden auch nur einen sehnsüchtigen Blick darauf. Sie waren mit dem trockenen Brode ganz zufrieden und aßen selbst davon sparsam, denn Mrs. Chester hatte in ihrem Irrereden — sie lag jetzt im Delirium — Eis und verschiedene andere Kleinigkeiten verlangt und die Kinder beeilten sich, alles zu holen, was sie verlangte, da sie hofften, den furchtbaren Zustand zu erleichtern, in welchem sie sich befand, so daß ihnen nur noch ein Schilling übrig blieb.

Die armen, kleinen Wesen hielten eine spärliche Mahlzeit von Brod und einem Glase kalten Wasser, denn der Thee mußte für ihn und für sie geschont werden. „Kinder sollten nach solchen Dingen nicht verlangen," sagten sie, mit Thränen in den Augen.

Die arme, kleine Isabel schlief, trotz ihrer wackren Anstrengung, munter zu bleiben, bis ihr Vater kommen würde, müde und fast ganz entmuthigt, mit dem Kopfe auf dem Tische ein, denn sie war nicht wie Mary Fuller an das Leiden gewöhnt und ihre kindliche Kraft wurde schneller erschöpft.

Jetzt saß Mary ganz allein wachend da, denn Mrs. Chester hatte sich in einen fieberhaften Schlaf gemurmelt, und das ganze Haus lag in tiefem Schlummer da.

Jetzt erfaßte Mary Fuller ein lebhaftes Gefühl des Jammers, der über sie hereingebrochen war. Trübe, düstere Gedanken zogen durch ihre Seele und ließen sie regungslos, aber o, wie unaussprechlich elend zurück. Diese Vorahnung des Unglücks drängte sich ihr wie eine Ueberzeugung auf. Sie fühlte in der Tiefe ihres innersten Wesens, daß in diesem Augenblicke sich ein ernstes Ereigniß seiner Vollendung nähere. Sie hörte auf, Chester's Ankunft zu erwarten, ging mit leisen Schritten, wie in der Nähe des Todes in eine Ecke und sprach ein stummes Gebet.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo Personen, die durch eine Reihe von Ereignissen mit einander verbunden sind, Bilder darstellen können, die in kräftigem Licht und Schatten wie eine Illustration in dem Buche der Ewigkeit gegen die gewöhnlichen Gruppirungen hervorstehen. So verhielt es sich mit Chester's Familie in jener feierlichen Mitternachtsstunde.

Mary Fuller auf ihren Knien, mit erhobenen Händen und nach der Wand gewendetem Gesicht, Isabel, deren lieblicher Kopf auf ihren Armen ruhte und durch eine offene Thür, Jane Chester, in ihrem unruhigen Schlummer und das trübe Licht der Lampe, das sie alle beleuchtete — dies war das eine Bild.

Ein in seinem traurigen Umrissen ebenso deutliches war dem Allsehenden allein klar.

Auf jenem dunklen Quai lag Chester, von dem schweren Nebel umhüllt, noch immer zwischen den regungslosen Schiffen, die wie Gespenster aussahen, welche auf seinen beendigten Todeskampf blickten. Die Fluth stieg, leckte langsam an dem nassen Holze, das sein Sterbelager bildete und hob sich zollweise, wie ein geschmeidiges Leichentuch empor. Das Flüstern

dieser Fluthen, die schwarz, träge und murmelnd auf ihn zukrochen, war der letzte Laut, den Chester auf Erden vernahm.

O, es war ein jammervolles Bild, das wohl den gespenstischen Tauen und Spieren, die es wie ein Wald verdorrter Bäume einschlossen, hätte Mitleid entlocken können.

Noch ein Bild und dann schließt die Nacht. Der Stadtrath hielt Sitzung. Beide Marmorflügel des Stadthauses waren glänzend erleuchtet und um die beiden Berathungszimmer hatten sich eine Menge neugieriger Zuschauer versammelt. Funfzig bis sechzig arme, brauchbare Männer sollten aus ihren Aemtern vertrieben werden und der Pöbel wünschte die zarte, heitere Weise mit anzusehen, in welcher die Väter der Stadt New-York ihre Kinder köpften. Wer die lustigen Scherze, die unter den Herren die Runde machten — das stille, höhnende Vergnügen des Einen gesehen — den sorglosen Ton des Andern gehört, die gleichgiltige Miene eines Dritten bemerkt hätte, würde geglaubt haben, daß diese weisen Männer zusammengekommen seien, um den Publikum eine große Wohlthat zu erweisen. Die Majorität war so von Heiterkeit erfüllt, daß es einer Festnacht ähnlich sah.

Und warum sollten sie in den Hallen der Gesetzgebung nicht fröhlich und heiter sein? Was konnte bei diesem lustigen Verfahren ihre gute Laune beeinträchtigen? Freilich wurden funfzig bis sechzig Familienhäupter auf diese scherzhafte Weise der ehrlichen Mittel zum Unterhalt beraubt. Aus fast allen Stadtämtern wurden nützliche und erfahrene Leute genommen und ohne Beschäftigung in die Welt hinausgestoßen. Männer, die Jahre lang nur für das tägliche Brod

im Dienste der Stadt gearbeitet hatten, sahen sich plötzlich dem Mangel und der Armuth Preis gegeben. Es herrschte eben eine furchtbare Epidemie, und es befanden sich unter denen, die der Partei zum Opfer gebracht wurden, Aerzte, die der in den großen Lazarethen der Stadt mit dem Tode zusammengedrängten Pest Trotz geboten — die das Siechhaus zu ihrer Wohnung gemacht hatten, als dessen Atmosphäre einzuathmen, fast eben so viel hieß, wie zu sterben.

Diese Männer, von denen einige noch am Rande des Grabes schwankten, wohin sie der Pesthauch geführt hatte, den sie einathmeten, während sie treulich Pflichten erfüllten, für welche sie kaum besser bezahlt wurden, wie der gemeine Soldat — dies waren die Männer, welche die Väter unserer Stadt freundlich scherzend von dem Felde ihrer Thätigkeit verjagten. War es also wohl zu verwundern, daß die ganze Sache den damit Beschäftigten wie ein Zeitvertreib vorkam, oder daß sie beredt über den Gegenstand scherzten, so oft einer von der ernsten Minorität es wagte, seine Stimme gegen das Verfahren zu erheben.

Als die beiden Kammern aufbrachen, konnte nichts die Heiterkeit und gute Kameradschaft übertreffen, womit sie zum Abendessen hinabgingen. Der Mayor war zugegen, denn als ehemaliger Alderman wußte er stets, wenn etwas seinem Geschmacke besonders Zusagendes im Saale vorkam. Der Präsident des oberen Collegiums war ausgezeichnet gestimmt und es gewährte ein höchst glänzendes Schauspiel, als der Mayor seinen Platz neben dem Präsidenten einnahm und die Aldermen und Ersatzmänner sich zu beiden Seiten der fast brechenden Tafel ordneten.

Mit welchem Wohlgefallen verzehrten die Väter

der Stadt an jenem Abend ihre Mahlzeit! Vögel, die ihr Gewicht in Gold werth waren, verschwanden von ihren Tellern, als ob sie ihre Schwingen entfaltet hätten. Große, saftige, auf jede erdenkliche Weise zubereitete Austern, Canavasenten, die in ausländischen Gelees schwammen, Truthähne und gebratene Hühner, die unberührt von der Tafel kamen, da sie zu gemein für Männer waren, die gelernt hatten, sich mit wildem Geflügel und Leckerbissen für jährlich zehntausend Dollars zu laben — Caraffen, durch welche der Wein roth und leuchtend strahlte, hier und da andere, von dunklerer Farbe und kräftigerem Inhalt dazwischen — eingesetzte Früchte und köstliche Confituren — diese alle verbreiteten ihren schweren, erstickenden Duft durch das Gemach. Das Funkeln der Gläser, die Blitze roher Scherze, welche auf das Leeren der Gläser folgte, das Klappern der Teller, der geräuschlose Schritt der Aufwärter — ei, es war genug, um die silbernen Krüge und seltsamen, alten Becher zu veranlassen, daß sie von selbst von dem Büffet herabsprangen und ihren Antheil am Feste forderten — es war genug, daß die in den ringsumstehenden Cartons eingeschlossenen öffentlichen Documente zitterten und raschelten, indem sie sich bemühten, sich von ihren Fesseln zu befreien.

Schon die Ueberreste dieses amtlichen Mahles würden gar mancher armen Familie wochenlang Unterhalt gegeben haben, aber die Väter der Stadt waren wirklich so heiter dabei, daß es schade gewesen wäre, wenn man ihre gute Laune durch einen, so sehr mit ihren Handlungen in Widerspruch stehenden Gedanken hätte beeinträchtigen wollen. Sie hatten an jenem Abende wenigstens funfzig unbescholtene Familien der Armuth überliefert, und das war doch gewiß Arbeit

genug, daß sie sich nicht über die Mittel zu beunruhigen brauchten, durch welche sie vor dem Verderben bewahrt werden sollten.

An dem ruhigen Lächeln, womit der Mayor von der Tafel aufstand und sich eine Hand voll Cigarren aus einer Kiste auf dem Büffet holte, konnte man sehen, daß er in ausgezeichneter Stimmung war. Ein angesehener Gast aus der Provinz genoß an jenem Abend die Gastfreundschaft der Stadt und die Beiden unterhielten sich über städtische Angelegenheiten, während sie ihre Cigarren anzündeten.

„Morgen — Morgen," sagte Se. Ehren, „müssen Sie unsere Anstalten ansehen — Bellevue, die Insel und die verschiedenen Armenanstalten."

Der Fremde schüttelte den Kopf.

„Nach Bellevue nicht, wenn das der Ort ist, wo Ihre Leute so schnell am Schiffsfieber sterben," sagte er. „Ich fürchte mich vor der Krankheit; ich habe eine Nachricht gelesen, daß die Hälfte der Aerzte in Ihrem Armenhause daran niederlägen und daß drei bis vier davon diesen Winter daran gestorben seien."

„Ja," sagte der Mayor, indem er eine Cigarre anzündete, „die Sterblichkeit ist in Bellevue sehr groß gewesen, besonders unter den jungen Aerzten. Sie sind jedoch auch besonders gefährdet."

„Ich sollte meinen," erwiderte der Fremde, seine Cigarre weglegend, denn er konnte es nicht über sich gewinnen, gelassen zu rauchen, wenn er über einen so peinlichen Gegenstand sprach, „ich sollte meinen, daß es schwer sein müßte, Leute zu finden, die bereit sind, einem fast sicheren Tode entgegen zu gehen, wie es diese jungen Männer doch gewiß thuen. Es muß Ihnen ein schmerzliches Gefühl verursachen, wenn Sie

ihre Ernennung unterschreiben. Für mich wäre das ebenso viel, wie wenn ich ein Todesurtheil unterschrieb."

„Ja," erwiederte der Mayor, indem er die Cigarre aus dem Munde nahm und die Spitze untersuchte, denn sie brannte nicht gut, „es ist sehr unangenehm. Ei, Sir, die Stadt hat schon fast fünfhundert Dollars für Begräbnißkosten bezahlt, und wer weiß, wie weit das noch gehen kann."

Der Fremde blickte erstaunt auf, er konnte nicht glauben, daß er recht gehört habe — daß der Mayor von New-York die Begräbnißkosten, welche der Tod dieser wackeren, jungen Leute verursachte, die unter der Seuche tausendmal tapferer gestorben waren, wie Krieger, die auf dem Schlachtfelde fallen, als einen Gegenstand des Bedauerns aufzählte.

Aber als er im Begriff stand, zu antworten, riefen mehrere Aldermen, die noch an der Tafel saßen, laut nach dem Mayor.

„Sagen Sie," flüsterte der Alderman, der dem Leser besonders vorgestellt worden ist, indem er sich mit einem Glas Wein in der Hand über seine Stuhllehne beugte — „sagen Sie, sind Sie mit dem Chester noch nicht fertig? Mein Mann wird ungeduldig."

„Still!" sagte Se. Ehren, „nicht so laut, werther Freund. Legen Sie die Ernennung morgen vor — ich habe Chester heute Nachmittag abgefertigt."

Und dies hatte er gethan, denn während sich das im Rathhause zutrug, waren die beiden Bilder, die wir gegeben haben, auf die ewigen Blätter der Vergangenheit eingetragen worden, wie es mit diesem geschah.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

